This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

(Kotzebue)
BTYA

427-E

Bemerkungen

auf einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel.

Von

August v. Kotzebue.

Zweyter Theil.

Köln, 1805.
bey Peter Hammer.

1.

Sehenswürdigkeiten.

Ich fasse unter diesem Titel Alles zusammen, was mit einigen Worten sich abthun läßt, und doch auch nicht übergangen werden darf. Volkmann, obgleich seine Reise schon so alt ist, als eine verjährte Schöne, nähmlich über dreyßig Jahr, ist noch immer der beste Führer in Neapel. Nur sieht man oft nicht was er gesehen hat, entweder weil das nicht mehr vorhanden ist, oder weil man andere Augen mithringt.

Einige Kirchen in Neapel.

Die Kirchen selbst, als Gebäude betrachtet, sind hier selten des Anschauens werth. Fast alle sind sehr klein, und ihre Baumeister haben sich nicht verewigt. Aber dennoch giebt es fast keine, die nicht irgend eine Merkwürdigkeit enthielte, und darum wollen wir sie doch flüchtig durchlaufen. Bey mittelmäßigen Gemählden werde ich mich nicht aufhalten, sondern bloß nennen, was

durch Schönheit oder Sonderbarkeit sich auszeichnet. — 1. Santa Maria Soledad. Ein Spanischer Officier hat das Nonnenkloster gestiftet, zur Erziehung armer verwaister Officierstöchter. Das ist löblich. Gern hätte ich erfahren, wie man seinen Willen befolgte, aber die alten Nonnen verweigern den Zutritt. In ihrer Kirche spielt die heilige Cäcilia auf der Orgel und ein Engel tritt ihr die Bälge. Caravacci hat diesen drolligen Einfall gehabt. — 2. Santa Brigida prangt mit einer, von Luca Giordano herrlich gemahlten Kuppel. Sie stellt, wie man das sehr häufig findet, eine Versammlung der himmlischen Hofhaltung vor. Die Heiligen blicken zu Gott empor, und die Engel spielen auf allerley Instrumenten; das Ganze tritt so vortrefflich heraus, daß man des Hinschauens nicht müde werden kann, und je länger man hinschaut, je lebendiger werden die Gegenstände. Um den untern Theil der Kuppel läuft eine, gleichfalls gemahlte, Gallerie, auf welcher die Evangelisten stehen, und sich an dem Anblick ergötzen. Luca Giordano, der hier begraben liegt, hat sich durch diese Kuppel ein schöneres Denkmahl gestiftet, als wenn er die prunkendste Inschrift auf sein Grab hätte setzen lassen. Alle Heiligen und Engelschaaren scheinen jetzt vom Himmel herab zu rufen: hier ruht Luca Giordano!

3. Santa Trinita ist die prächtigste Kirche in Neapel, aber auch weiter nichts. Es ist gewaltig viel Marmor darin verschwendet, aber die Gemählde bedeuten wenig, obgleich welche von Spagnolett darunter befindlich sind. Ein für allemahl will ich erinnern, daß man die Kirchenschätze, an Silber und kostbaren Steinen, welche vormahls hier und in vielen andern Kirchen gefunden wurden, nicht mehr suchen muß. Sie sind alle säcularisirt worden. — 4. Spirito Santo, soll mit einem Hospital für lüderliche Weibspersonen verbunden seyn; da aber fast alle Hospitäler hier in ekelhaftem Schmutz begraben liegen, ich auch weiß, daß mein verdienstvoller Landsmann, Herr Rehfuß, Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht hat, die er dem Publikum mittheilen wird, so habe ich den Besuch solcher Orte, in welchen die Menschen lebendig modern, vernachlässigt. — Ein Rosenkranzgemählde von Luca fa presto — (hier darf ich den wackern Giordano schon bey seinem Spotnahmen nennen) wird sehr gerühmt. Ich sehe doch lieber Frescogemählde von ihm. Hingegen will ich den Leser mit einem neuen Mahler bekannt machen, dessen Nahmen er wahrscheinlich zum erstenmahl hört, ihn aber ohne Bedenken ins Gedächtniß prägen mag. Er heißt Fidelis Fischetti und hat ein großes, herrliches Bild geliefert, von dem eine wahrhaft

himmlische Jungfrau herab lächelt. Die Köpfe der Heiligen und Engel sind meisterhaft, die ganze Gruppirung vortrefflich, das Kolorit sehr lebhaft. Nur scheinen mir die Figuren alle ein wenig zu sehr im Vorgrunde gehalten. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß das liebliche Christuskind viel Aehnlichkeit von seiner lieblichen Mutter hat. — In einer Kapelle hängt ein recht gutes Gemählde, einen sonderbaren Gegenstand darstellend. Die Himmelskönigin nähmlich ist mit einem tüchtigen Knüttel bewaffnet, und hat eben den Satan derb durchgeprügelt. An der andern Seite streckt ein Knabe von etwa vierzehn Jahren die Hände nach ihr aus. Man sieht an seinen verdrehten Augen, daß er epileptisch, folglich vom Teufel besessen gewesen, und ich halte daher das ganze Bild für ein ex voto. — Auf einem guten Frescogemählde wird der Zauberer Simon aus den Lüften herabgestürzt. Der Kopf des heil. Peter ist trefflich. — Eine prächtige Inschrift in Marmor erzählt dem gläubigen Leser, daß hier die Gebeine von vielen tausend Märtyrern ruhen. Darunter sind nicht weniger als zehn Könige, Kaiser und Kaiserinnen und Prinzessinen, aus England, Schottland, Dalmatien u. s. w. Der curiose Sammler hat auch nicht vergessen, anzuführen, von welchen Kirchhöfen und aus welchen Catacomben er alle diese Knochen zusammengelesen. Nicht weit da-

von liegen drey runde glatte Marmorsteine, jeder derselben mit ein paar Löchern versehen, an welche, der Sage nach, die Märtyrer zu ihrer Quaal gebunden wurden. Gläubige Lippen küssen diese Steine noch täglich glätter.—5. Die Kapelle der Maria della Pieta de' Sangri ist eigentlich nur ein Familienbegräbniß der fürstl. Familie Sangri. Diese Kapelle ist durch mehrere Kunstwerke in Marmor, besonders durch eine sogenannte Statüe der Schamhaftigkeit berühmt geworden. Es ist nähmlich eine recht schöne weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schleyer gehüllt, der überall gleich dünn und durchsichtig ist. Der Schleyer schmiegt sich so vertraulich an Gesicht und Körper, daß man jeden Zug und jede Blöße hinter demselben unterscheiden kann. Volkmann findet den Einfall zwar neu aber nicht schön. Ich finde ihn schön aber nicht neu, und habe weiter gar nichts daran auszusetzen, als daß man eine Bildsäule, die weit nackter ist als eine Pariser Opern-Tänzerin, Schaamhaftigkeit zu nennen beliebt. Kokette Wollust würde ich sie nennen denn nur um zu locken, scheinen die Reize so schlecht verhüllt zu seyn. Der Künstler hieß Corradini. Eine an der Schamhaftigkeit angebrachte Inschrift, deren er sich vielleicht schämen würde, vergleicht ihn ganz bescheiden mit den Griechen. Eine andere seltsame Statüe führt

gleichfalls einen seltsamen Nahmen, sie heißt: die vernichtete Täuschung. Ein Mann steckt in einem Netze, welches mit dem Körper aus einem Stück, und mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet ist. Ein Genius, dessen Attribute die Vernunft bezeichnen sollen, hat das Netz vor dem Gesichte des Bestrickten geöffnet, und fängt an es ihm abzuziehen. Es ist eine eigene Sache um die Allegorien, sie müssen sehr einfach und hell seyn, wenn sie behagen sollen. — Aber wie war es möglich, daß Volkmann das herrliche Basrelief von weißem Marmor über dem Altar mit Stillschweigen überging? es ist nach meinem Gefühl das beste Stück der ganzen Kapelle. Die Figuren sind sämmtlich von Lebensgröße. Der todte Christus von seinen Lieben umgeben; die alle ihren Schmerz über seinen Tod höchst wahr und rührend ausdrücken. In den Wolken schwebt eine weinende Engelgruppe, so schön, daß sie dem Zuschauer selbst Thränen in die Augen lockt. Das Ganze ist sehr lieblich, hat aber doch einen Fehler, nähmlich Christus ist nicht todt, er schlummert nur. — Ein vor etwa dreyßig Jahren verstorbener Fürst Sangro war ein Tausendkünstler, der alle Augenblicke mit einer neuen Erfindung hervorrückte. Bald mahlte er mit Wachsfarben; bald machte er künstlichen Lapis lazuli, bald Wolle aus Hundskohl; ächten Steinen nahm und gab er Farben, Porcellain schliff

er durch ein Rad, kupferne Gefäße verzinnte er dauerhafter als gewöhnlich, Pflanzen rief er aus ihrer Asche hervor, unauslöschliche Lampen verfertigte er u. s. w. Unter andern wußte er auch dem weißen Carrarischen Marmor beliebige Farben zu geben, und zwar durchdrangen diese Farben den ganzen Stein. Von dieser letzten Kunst hat er ein Andenken in der Kapelle hinterlassen; denn sein eigener Sarkophag scheint aus Porphyr gemacht zu seyn. Aufmerksam darf man ihn jedoch nicht betrachten, sonst sieht man bald, daß er gefärbt ist, und kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß seine natürliche Weiße ihn besser geziert haben würde. Ob die mancherley Erfindungen des Prinzen mit ihm zu Grabe gegangen, habe ich nicht erfahren. Wenigstens haben sie gewiß bey seinen Lebzeiten ihn selbst sehr glücklich gemacht; denn nie ist der eitle Mensch glücklicher, als wenn er glaubt, durch eigenes Genie etwas erworben zu haben, was vor ihm noch Niemand besaß. — 6. San Lorenzo soll, nach Volkmann, durch eine Menge Statüen, Gemählde u. s. w. merkwürdig seyn. Ich habe dort nichts gesehen. 7. San Girolamo hätte auch wohl verdient von Volkmann erwähnt zu werden, denn sie prangt mit zwölf herrlichen Säulen aus dem Tempel des Jupiter Serapis *).

*) Für gewiß will ich das letztere doch nicht ausgeben. Wenigstens verdienten sie dort gefunden zu haben.

Leider ist die ganze Kirche so reichlich mit buntem Marmor aufgeputzt, daß die schönen einfachen Säulen da stehen, wie ernsthafte Männer unter Knaben, die Comödie spielen. Ein Gemählde in der Sakristey wird Guido Reni zugeschrieben. Man findet überhaupt hier eine Menge Gemählde, aber wenig von Bedeutung. In einer Kapelle sieht man einen Greis, der einen Jüngling durch eine Umarmung zu bewillkommen scheint. Ich bin sehr geneigt das Bild für schön zu halten, und erwähne gern Dinge, die Andere verschweigen, weil kein berühmter Nahme sie empfahl. Ach! die berühmten Nahmen täuschen so oft. — S. San Gennaro, ist die Kathedralkirche. Ein paar kleine Porphyrsäulen vor dem Eingange sollen aus einem Tempel des Apoll seyn, sind aber kaum des Ansehens werth. Der Taufstein ist ein antikes Opfergefäß des Bacchus, Thyrsusstäbe und Masken verzieren dasselbe, Schade nur, daß man die Henkel und die Nasen der Masken abgeschlagen hat. — Mit Erstaunen lese ich im Volkmann, daß die Altargemählde von Dominichino nicht von seiner besten Arbeit seyen. Er nimmt sich nicht einmahl die Mühe ein Wort weiter darüber zu sagen, sondern erzählt uns lieber, wie viel goldene Kelche mit Diamanten besetzt in dem Schatze des heil. Januarius gefunden worden. Ich gestehe aber, daß die Auferweckung eines Todten von Dominichino

einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hat, als alle jene Altarschätze. Dieses erste Erwachen des Todten, diese ängstliche Verwunderung mit der er um sich her schaut, die liebevolle, furchtlose Freude mit der ihn sein Weib umfaßt, und der Ausdruck der Furcht und des Entsetzens in den übrigen Personen, die ihm weniger nahe angehörten, alles das verräth den tiefgefühlenden Meister und thut gewaltige Wirkung auf das Herz. Auch das gegen über hängende Gemählde, wo mehrere Kranke wundervoll geheilt werden, ist vortrefflich, nur sollte keine verkrüppelte Hand darunter seyn, die kein Gegenstand für die Kunst ist. Die unterirdische Kapelle zu besuchen, ist nicht der Mühe werth. Der Cardinal Caraffa in Marmor kniet dort. Wenn es aber wahr ist, daß Michel Angelo diese Statüe verfertigt hat, so hat er wenigstens gewiß seinen Ruhm dadurch nicht gegründet. — 9. San Giacomo. Fern vom Vaterlande freut man sich über jede Kleinigkeit, die an die Heimath erinnert. Hier, wo man so selten deutsch sprechen hört, und noch seltener etwas deutsch geschriebenes erblickt, erregt es ein angenehmes Gefühl, wenn man in dieser Kirche plözlich auf eine deutsche Grabschrift stößt, die das Andenken eines braven deutschen Ritters verewigt, der Kaiser Carl dem fünften als Rath und Soldat treulich diente, und nicht eher starb, als bis des Kaisers Sohn seiner nicht mehr be-

te, nähmlich grade an dem Tage, an welchem der Friede geschlossen wurde. Mit altdeutscher Einfalt hebt die Grabschrift an: „Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt" „mit Ehren füret ich meinen Ritterstandt" des Kaiser Carls Rath und Oberster ich war" „Seinem Sune Philippsen gleichermaß" „Trewlich dienet sein Land zu verfechten" „Zog herein mit sechstausend Landsknechten u. s. w." Einer seiner Vettern, ein Pappenheim, hat ihm dies Grabmal errichten lassen. — Weit besser fällt freylich das Denkmal des Vicekönigs Peter von Toledo ins Auge, des nähmlichen, der alle seine Thaten durch Errichtung des Giganten auf dem Schloßplatze krönte. Es ist von Johann von Nola verfertigt, eine bunte, geistlose Zusammensetzung von Statüen und Basreliefs. Auf den letztern haben die meisten Figuren schiefe Beine; unter den erstern ist eine ganz hübsche Gerechtigkeit, die in der einen Hand eine sehr entbehrliche Wage (es müßte denn eine Goldwage seyn) und in der andern, Gott weiß warum, einen Haarzopf trägt. — Eine drollige Anekdote erlebte ich hier. Der alte Mann, der mich herumführte, mochte glauben, für einen Fremden habe nichts Werth, was nicht antik sey, daher versicherte er mit großem Ernst von vielen Gemählden, sie seyen antik, und als er mich vor einer Geburt Christi von Spagnoletto lange stehen sah, behauptete er, das

Bild sey über vierhundert Jahre alt. Vermuthlich konnte ich ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, welches ihn etwas in Verwirrung zu setzen schien, und er fügte schnell hinzu: der größte Theil des Gemähldes sey wirklich antik, nur das Lamm im Vordergrunde sey modern. — Eine heilige Familie, sorgfältig von einem seidenen Vorhang bedeckt, wird für eine Arbeit von Guido Reni ausgegeben. Ich habe in Neapel nun schon gelernt, mich weder durch Rahmen noch durch Vorhänge täuschen zu lassen. — 10. San Filippo. In dieser Kirche habe ich nichts Bedeutendes gefunden. — 11. Santa Maria nuova. Wer den Erfinder der Pulverminen des Besuchens würdig hält, der mag hier sein Grab besehen. Er hieß Peter Navarro und schwang sich vom gemeinen Soldaten zum General der Spanischen Armee empor. Am Ende ist es auch wohl nicht einmahl gewiß, ob jene höllische Erfindung ihm zugeschrieben werden kann, denn die Grabschrift erwähnt bloß, er sey in expugnandis urbibus (in Eroberung der Städte) sehr geschickt gewesen. — Das beste Gemählde in dieser Kirche ist leider ein gräßlicher Gegenstand, nähmlich ein Henker zerrt, ich weiß nicht mehr welchem Märtyrer, die Eingeweide aus dem Leibe. Die nähmliche Geschichte habe ich auch schon in einer andern Kirche gesehen, wo aber die Einbildungskraft des Mahlers

sie noch erhabener dargestellt hatte, denn dort waren die Eingeweide um eine Walze gewunden, die man drehen konnte, und wurden dem Heiligen gerade so aus dem Leibe gewickelt, wie die Damen Garn abwinden. — 12. Santa Chiara, ein sehr zahlreiches Nonnenkloster, mit lauter Fürstinnen und Gräfinnen bevölkert, die Besuche geben und annehmen, und sehr vergnügt leben sollen. Die jetzige Aebtissin ist eine Fürstin Filamarino, sie weidet über zweyhundert Schäfchen. Ihre Kirche ist eine der größten und schönsten in Neapel. Der Plafond, von Conca, David, wie er vor der Bundeslade hertanzt, ist sehr schön gemahlt. Ein interessantes Grabmahl, mit einer rührenden Inschrift, ist einem jungen vierzehnjährigen Mädchen gewidmet, das von ihren Eltern als einzige Tochter, von einem Bräutigam als geliebte Braut beweint wird. Sie liegt da in Stein gehauen, und wenn ihr das Bild ähnelt, so muß sie ein liebliches Geschöpf gewesen seyn. — Ein antiker Sarkophag steht in der Kapelle der Familie San Felice. Als Kunstwerk hat er wohl nur geringen Werth, aber den Gegenstand, den er vorstellen soll, zu entziffern, wäre, glaube ich, der Beschäftigung eines Alterthumskenners nicht unwürdig. Dasselbe gilt von einer Kanzel, die, der Sage nach, den frommen Schwestern, sammt zwey gewundenen Säulen, aus Jerusalem zum

Geschenk übersandt worden. Sie ist mit sehr schlechten, aber sehr kuriosen Basreliefs geziert. — In der Kapelle der Familie Bauci ist ein altes Grabmahl durch das Kostüm von sieben darauf befindlichen Rittern merkwürdig. Jeder trägt nicht allein seinen Falken auf der Hand, sondern mehrere halten noch in der andern Hand eine Falkenklaue, und einer hat noch obendrein einen Falkenflügel am Gürtel hängen. Die Bauci müssen wohl in gerader Linie von dem gewaltigen Jäger Nimrod abstammen. — Hier soll auch das Grabmahl eines Marschalls Cabaro befindlich seyn, der, auf Anreizen der Königin Johanna, zur Ermordung ihres Gemahls behülflich war, und zum wohlverdienten Lohne, auf Befehl derselben Königin, um dieser That willen hingerichtet wurde; ich habe es aber nicht gefunden, und der Mönch, der mich herumführte, wußte nichts davon. — 13. San Domineo. Die Verkündigung Mariä von Titian, und ein heiliger Joseph von Giordano, vermehren den Ruhm ihrer Meister nicht. — Eine Grabschrift, die Ariost auf einen Marquis Pescara gemacht haben soll, habe ich abermahls vergebens gesucht. — 14. San Paolo, vormahls ein Tempel des Castor und Pollux, von dem noch zwey Säulen übrig sind. Volkmann hat hier noch viele andere antike Säulen von einem Theater gesehen, auf welchem Nero zum er-

sten Mahl getanzt haben soll: auch diese habe ich hier nicht finden können. Seneca ging hier oft vorbey, um einen philosophischen Hörsaal zu besuchen, und ärgerte sich dann, wenn er das Theater weit voller fand, als jene Schule. Dieser Aerger war, deucht mich, sehr unphilosophisch. Himmel! welch ein unausstehliches Volk würde dasjenige seyn, bey dem es umgekehrt zuginge. — 15. San Giovanni Evangelista. Vielleicht die kleinste, und dennoch die merkwürdigste Kirche in Neapel, denn sie ist von einem Philosophen, Nahmens Pontanus, erbauet worden, und daß der Mann wirklich Anspruch auf jenen Ehrentitel machen durfte, beweist sogleich die Innschrift am Hauptaltar. Sie lautet folgendergestalt: Tibi deus optime maxime aedem hanc dedicat Joannes Pontanus, nec tamen paciscitur, ut sibi, liberis posterisque suis benefaxis, cum ipse volens libensque gratuitu benefacias cunctis, sed quia tibi uni ab omnibus debentur omnia. Zu deutsch: „Dir, großer herrlicher Gott, weiht diesen Altar Johann Pontanus, nicht gleichsam vertragsweise, daß ihm, seinen Kindern und Nachkommen, du wohl thun sollest, denn selbst willig und gern thust du Allen wohl; sondern weil dir dem Einzigen Alle Alles verdanken." — Auch von außen hat er die Kirchenmauer mit philosophischen Sittensprüchen geschmückt, die von

ungleichem Werthe sind. Hier ein Paar der besten: Excellentium virorum est improbum negligere contumeliam a quibus etiam laudari turpe. (Trefflicher Männer Art ist, der Schurken Schmähung verachten, die auch durch Lob beschimpfen). Nec temeritas semper felix nec prudentia ubique tuta. (Nicht immer ist Verwegenheit glücklich, noch Klugheit sichet). Folgende Sentenz scheint Napoleon I. sich zum Wahlspruch erwählt zu haben: Audendo agendoque respublica crescit, non iis consiliis quae timidi cauta appellant (Wagend, handelnd, wächst der Staat, nicht durch Rathschläge, von Schüchternen als vorsichtig gepriesen. — Höchst rührende Grabschriften hat Pontanus hier seiner geliebten Gattin und seinen Kindern gesetzt, die er alle zu überleben das Unglück hatte; sie würden aber noch größere Wirkung hervorbringen, wenn sie weniger lang wären. Mit einer sinnreichen Spielerey hat er sich an einer andern Stelle beschäftigt. Er fand nehmlich einst eine halbe Marmortafel mit einer halben antiken Inschrift, die er flugs dergestalt ergänzte, daß sie zu einer sinnreichen Grabschrift auf einen seiner Freunde diente. Diese Kirche bewahrt auch den Arm des Geschichtschreibers Livius.

Die Kirche zum heiligen Geiste.

In dieser den Dominicanern zugehörigen Kirche, hängt ein Gemählde von Luca Giordano. Es ist keins seiner besten. Die Himmelskönigin sitzt in den Wolken, und theilt Rosenkränze aus. Das Jesuskindlein auf ihrem Schooße thut desgleichen; die Heiligen, welche unten herum knieen, empfangen sie mit frommem Danke. — Aber an der Decke ist die Taufe Christi, von Mattheis trefflich gemahlt.

Der Gigant.

Ein verstümmelter und von Anbeginn schlecht gemeißelter Grenz-Jupiter (Jupiter terminalis) wurde, Gott weiß wo ausgegraben, und durch einen noch schlechteren Künstler, als sein Schöpfer war, restaurirt. Es ist ein ungeheurer unförmlicher Klumpen, an dem das merkwürdigste ist, daß man ihn auf den freyen Platz neben dem königlichen Schlosse gesetzt hat. Es sind diesem Giganten ein par neue Arme angesetzt worden, die vermuthen lassen, daß er in der Riesen-Republik sich zum Fleischersknechte qualificiren würde. An seiner jetzigen Stelle braucht er sie nicht, denn dieser ungeheure Aufwand von Kraft nützt ihm blos, um in jeder Hand ein kleines Wappen zu halten! welch'

eine burleske Zusammenstellung! Vom Unterleibe bis zu den Füßen herab ist eine Adlershaut über ihn gebreitet, und auf dieser steht eine pomphafte Inschrift (ein Styl, in welchem die Italiener besonders stark sind), welche der Nachwelt verkündet, daß irgend ein Vicekönig — nachdem er der Stadt eine große Menge Wohlthaten erzeigt, sein Werk dadurch gekrönt, daß er diesen Giganten hier aufgerichtet, und ihn aus einem fabelhaften Wesen in den Schutzgeist des besten Königs verwandelt habe. — Das Volk treibt allerley Spaß mit diesem vierschrötigen Giganten. Einem häßlichen Mädchen zum Exempel wünscht es den Riesen auf dem Schloßplatze zum Manne.

Der Leuchtthurm.

Da jeder Reisende, wenn er auch nur einige Wochen hier verweilt, gewiß mehr als einmahl im Hafen spazieren geht, so lasse sich doch keiner die Mühe verdrießen, die steilen Treppen des Leuchtthurms herauf zu klettern, ja er lasse sich bey stillem Wetter den Kaffee nachtragen; ein alter, freundlicher Pilot wird ihm sogleich Stuhl und Tisch heraus auf die Gallerie setzen, welche sich um die Laterne herzieht, wird ihm auch, wenn er ein blödes Gesicht hat, ein Fernrohr dazu bringen, und so weide er sich gemäch-

Ich an dem herrlichsten Panorama, das jemahls in eines Menschen Auge sich spiegelte. Gleich einem Amphitheater liegt die prächtige Stadt um ihn her, gekrönt von der Carthause, über welche das Fort St. Elmo herüber schielt. Links und rechts dehnt sich der Golf vor seinen Blicken, den gekrümmten Rand mit weißen Palläſten gestickt, wie ein Gewand mit Blumen. Diesseits erhebt sich Pausilipp, jenseits Portici. An dieses schließt sich der rauchende Vesuv; von ihm herabschweifend erreicht das Auge Castellamare und das Vorgebürge der Minerva. Unter den Füßen des Beschauers, in schwindelnder Tiefe, wimmelt das Volk auf dem Molo herum, und die gewiegten Schiffe bewegen den Maſtenwald im Hafen. Zahllose Böte schwimmen hin und her und hinaus zu den Englischen Kriegsschiffen auf der Rhede. Folgt der Blick den tanzenden Kähnen, so gleitet er, unwiderstehlich angezogen, über die majestätische Meeresfläche, nicht eher ruhend, bis er an die Insel Capri stößt, die mit ihren Höckern wie ein Dromedar sich aus den Wellen erhebt. — Ich sage nichts weiter, als: wer hier nicht, wenigstens Minutenlang, über ein Stückchen Welt die ganze Welt vergißt, der — ist vermuthlich blind.

Die Villa reale.

Ein öffentlicher Spaziergang, der allenfalls mit den Linden in Berlin, keinesweges aber mit dem Sommergarten in Petersburg, noch weniger mit den Tuillerien in Paris verglichen werden kann. Hätte er nicht auf einer Seite das Meer, und wäre nicht der berühmte Farneſiſche Stier in deſſen Mitte aufgeſtellt, ſo wäre er kaum des Nennens werth, denn ein paar magere Reihen von Bäumen, und magere Höflinge, die darunter ſpazieren, ſind die einzigen Zierden, deren er ſich erfreut.

Das Grab Virgils.

Man ſteigt ziemlich mühſam einen gepflaſterten Berg hinauf, dann klettert man, noch mühſamer, ungepflaſterte Fußſteige hinab, gelangt in eine kühle Felſenſchlucht, und befindet ſich endlich am Eingange einer Höhle, die inwendig ein regelmäßiges, gewölbtes Viereck bildet. Rings umher ſind kleine Niſchen in den Felſen gehauen, wo die Aſchenkrüge ſtanden, und wer das Grab der Prieſterin zu Pompeji geſehen hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß auch dieſe Höhle ein Begräbnißplatz geweſen. Aber warum gerade Virgils? das weiß ich nicht zu beantworten. Die Menge der Niſchen beweiſt vielmehr

deutlich, daß hier, wie in Pompeji, ein Familienbegräbniß war. Nun war aber Virgil aus Mantua gebürtig, und hatte in Neapel keine Familie; es möchte also wohl eine fromme Täuschung seyn, wenn man sich in dieser Höhle von dem Schatten des Sängers der Aeneide umschwebt glaubt. Auch scheint es leider nicht, daß die Reisenden jeden Standes und Gewerbes, welche sich hier einfinden, von erhabenen Gefühlen ergriffen werden; denn das erste, was sie thun, ist, den berühmten Virgil rein zu vergessen, und ihre meist unberühmten Nahmen an die Wände zu kritzeln. Ganze Regimenter könnte man hier aus allen Nationen anwerben. Es ist entsetzlich, wie viel Tausende der gute Virgil mit in die Ewigkeit schleppen soll. — Dem Eingang der Höhle gegenüber ist eine weiße Marmortafel in dem Felsen befestigt, auf welcher eine unbedeutende, oft abgeschriebene Inschrift zu lesen. Die Zwischenräume derselben sind abermahls mit Nahmen der Reisenden ausgefüllt. Da steht Gustav der Dritte, König von Schweden, zwar nur mit Bleystift geschrieben, und fast so verloschen, daß man es dem Cicerone aufs Wort glauben muß. Da steht Hamilton, dessen Nahmen ein Franzose im patriotischen Freyheitseifer, unter lauter Verwünschungen, mit dem Säbel fast ausgekratzt hat. Da steht Sidney Smith, den der französische Held wohl

noch weniger verschont haben würde, wenn der englische Held nicht nach ihm hieher gekommen wäre. Da steht auch unser preußischer Orpheus, der Kapellmeister Himmel, dem ich, zur Strafe für diese Sünde, und dem Publikum zu Nutz und Frommen, die Buße auflege, die schönsten Stellen aus Virgils Georgica eben so trefflich zu komponiren, als er Tiedge's Urania (die wahrlich neben jenen genannt werden darf) komponirt hat. — Auch mehrere Damen haben hier vergessen, daß sie ihre Nahmen nur in Herzen, und nicht in Steine graben sollen. — Von den Lorbeern, die aus Virgils Grabe, ungepflanzt und unvertilgbar, hervorsprießen sollen, habe ich wenig gesehen. Lorbeerbäume in der Erde findet man freylich hier überall, Lorbeerzweige um die Köpfe fast nirgend.

Die Briefliſten vor dem Poſthauſe.

Wenn man von dem Platze Largo del Caſtello nach dem Molo zugeht, ſo muß man an einem Winkel (cul de Sac) vorbey, wo am Poſttage auf mehrern hölzernen Tafeln die Liſten der angekommenen Briefe ausgeſtellt ſind. Da findet man jederzeit ein großes Menſchengewimmel, und kann einige Sonderbarkeiten bemerken, die, ſo viel ich weiß, nur Neapel eigen ſind. Die Briefe ſind numerirt, und die Nahmen derer,

an welche sie gerichtet sind, nach dem Alphabet verzeichnet, aber — seltsam genug — nicht die Zunahmen, sondern die Vornahmen. Auch das gilt nicht einmahl von Allen, denn wenn man zum Beyspiel das Glück hat, ein Fürst zu seyn, so muß man seine Briefe unter P (principe) suchen. Nun kommen eine Menge Leute hieher, die nicht lesen können, und doch gern wissen möchten, ob Briefe an sie angekommen sind. Auf diese Unkunde des Lesens hat ein pfiffiger Kerl die glückliche Spekulation gegründet, sich gemächlich zu ernähren. Da steht er mit einem ganzen Pack weißer Zettelchen in der Hand; der Hilfsbedürftige nähert sich ihm, drückt ihm ein paar Pfennige zwischen die Finger, und nennt seinen Nahmen. Sogleich durchläuft des Lesers Blick die Liste: findet er den Nahmen, so thut er weiter nichts, als die dabey stehende Nummer auf das Blättchen schreiben; das giebt er dem Fragenden, der damit in das Posthaus eilt und seinen Brief ohne Umstände empfängt. Ob der Empfänger wirklich der rechte sey? darnach wird nicht gefragt, wenn er nur das Postgeld bezahlt. Die Briefe der Fremden werden nicht einmahl auf die Liste gesetzt, sondern in der Poststube alle auf einen Haufen geworfen. Kommt nun ein Fremder und fragt nach Briefen, so zeigt man ihm den Haufen, und läßt ihn selbst darin herumwühlen. Er kann sich aussuchen, was ihm be-

liebt; man fordert von ihm keinen andern Beweis, daß er zum Empfang berechtigt sey, als die Bezahlung des Postgeldes. Man kann denken, welche Unordnungen da vorfallen müssen. Jeder Fremde wird wohl thun, wenn er seine Briefe an einen Banquier adressiren läßt.

Doch geschwind wieder hinaus in den Winkel, denn der Kerl, der dort die Nummern aufzeichnet, ist nicht der Einzige, der in diesem Winkel eine Silbergrube gefunden hat, nur fördert er die Ausbeute mit mehr Bequemlichkeit zu Tage als die übrigen. Es stehen nähmlich hier noch ein halbes Dutzend kleiner Tische auf der Straße, vor den kleinen Tischen sitzen ein halbes Dutzend Menschen, deren Röcke eben so abgetragen sind, als ihre Physiognomien. Sie halten Federn in den Händen, und ein gefalzter Briefbogen liegt vor ihnen; sie dürfen die Feder nur in die bereitstehenden Dintenfässer tauchen, so sind sie fertig, nach allen vier Weltenden alle nur erdenklichen Briefe zu schreiben. Ein zweyter Stuhl, dem ihrigen gegenüber, ladet den ihrer Kunst Bedürftigen ein, sich niederzulassen, und seine Gedanken, zur fernern Bearbeitung, von sich zu geben. Da kommt denn auch hier ein altes Mütterchen, dort ein ehrlicher Matrose, hier ein Kriegsheld, dort eine flinke Dirne, die haben Söhne und Mütter und allerley Herzensangelegenheiten, nah und fern, in der alten und

neuen Welt; die möchten gern mit ihren fernen lieben Gedanken wechseln, und können es doch nicht ohne fremde Hülfe. Da setzt sich nun das alte Mütterchen (eine Scene, der ich selbst beywohnte) dem ersten Briefsteller gegenüber, der keine Nase mehr hatte (welches man hier nicht selten sieht), sogleich setzt er die Feder an — das: Neapel, den zweyten November 1804, hatte er schon vorläufig an den Rand des Bogens geschrieben, um jetzt keine Zeit zu verlieren. Er hat Recht, denn das Mütterchen ist etwas weitläuftig; ihr einziger Sohn schweift in der Welt herum, sie möchte ihn gerne zu Hause haben, weil sie ihr Ende heran nahen fühlt; den Beweis ihrer Kränklichkeit führt sie durch öfteres schweres Husten, wodurch sie den Strom ihrer Worte unterbricht, den Beweis ihrer Sehnsucht durch oft hervorbrechende Thränen. Was ich hier kurz gefaßt wieder gebe, kostete der Alten einen Haufen von Redensarten, die alle das Nähmliche sagten; denn mit Worten war sie nicht karg, die Zunge schien der gesundeste Theil ihres Leibes. Der Mensch ohne Nase hörte ihr geduldig zu, quintessentirte in der Geschwindigkeit ihr Gedanken-Meer, und setzte die Schreibfinger in Bewegung. Die Alte, welche noch mit einer Nase versehen war, fand daher kein Hinderniß, eine Brille aufzusetzen, und folgte nunmehr mit ihren Augen jedem Federzug, mit einer so gespannten

Aufmerksamkeit, daß man hätte denken sollen, sie wisse sehr gut zu unterscheiden, ob ihr Sekretär italienisch oder arabisch schreibe. Sie sprach auch oft noch dazwischen, hohlte das Vergessene nach, und gab dem Nichtvergessenen die gehörige Breite. Der Herr Sekretär ohne Nase kehrte sich aber an nichts mehr, er hatte den Kopf des Briefes einmahl gefaßt, und nun wand er ihn ab, wie einen Bandwurm, ließ auch nicht eher ab, bis er ihn glücklich durch das Labyrinth seiner Schriftzüge bis zur Unterschrift gewunden hatte. Dann las er ihn der Alten vor, die beyfällig nickte, und in ihre Runzeln schlich sich ein kontrebandes Lächeln. Der geschickte Schreiber präsentirte ihr die Feder zur Unterschrift, welche sie aber dießmahl aus verschiedenen Ursachen ablehnte. Er ließ sich ihren Nahmen vorbuchstabieren, unterzeichnete, verschloß den Brief mit einer Oblate, septe die Ehrentitel des Sohnes darauf, und übergab ihn den zitternden Knochen der Mutter zur weitern Beförderung. Sie faßte mit der Linken das Blatt, welches ihren Wunsch, aber nicht ihre Sehnsucht ausdrückte, und fuhr mit der Rechten in die Tasche, die, nach mancher Umwälzung, endlich seufzend sich aufthat, und einen kupfernen Sparpfennig in die längst aufgethane Hand des Schreibers fallen ließ. Dann trippelte sie mit dem Briefe hinüber in das Posthaus, und er falzte geschwind einen

nenen Bogen, unwissend und ihm gleichgültig, ob er in der nächsten Minute Ausbrüche des Schmerzes oder der Freude dem Papier anvertrauen werde. — Alle diese Korrespondenzen werden gewöhnlich sehr laut verhandelt; besonders verlautbaren Matrosen und Soldaten ihre Begebenheiten ohne Bedenken; gestikuliren heftig und schlagen oft mit den Fäusten dabey auf den Tisch. Schwerer möchte es dem Horcher werden, die Empfindungen eines verschämten Mädchens zu belauschen. Auch solche habe ich sitzen und diktiren sehen, und ich wollte wetten, es waren Briefe an die Getreuen oder Ungetreuen, die mit ihren Herzen davon gegangen waren; aber ich habe keine Beweise für meine Vermuthung, als das unverständliche Zischeln, die niedergeschlagenen Blicke, der Farbenwechsel der Wangen von ihrer Seite, das freundliche Anschielen von Seiten des Schreibers, dessen freyschweifenden Blicken keine Nase im Wege stand.

Aber nicht bloß um Briefe zu expediren, haben diese spekulativen Köpfe hier auf der Straße eine Kanzley errichtet, sondern um auch die ankommenden Briefe denjenigen zu enträthseln, die nicht gern Geschriebenes lesen. Am Tage also, wo die Post nicht abgeht, sondern eintrifft, verändert sich die Scene; die Federn ruhen, die Lippen sind in Bewegung, und, wie man leicht denken kann, giebt es da noch öfter interessante

Dinge zu beobachten. Die ſtarre Aufmerkſamkeit, mit welcher die Briefempfänger an den Lippen der Vorleſer hangen, die wechſelnden Leidenſchaften, die erfüllte oder getäuſchte Hoffnung, und auf der andern Seite die vollkommene Gleichgültigkeit des Vorleſers, die unveränderte Stimme, mit der er Schreckenspoſten wie fröhliche Bothſchaften ableyert — es ſind die mannigfaltigſten Scenen, wie ſie wahrlich nirgend auf offener Straße geſpielt werden. Eine luſtige Anekdote hat mir ein Freund, der Augen- und Ohrenzeuge war, mitgetheilt. Ein Matroſe empfing einen Brief, den er mit Sehnſucht erwartet zu haben ſchien, und trug ihn haſtig zu einem Vorleſer. Dieſer entfaltete das Blatt und hub mit der größten Gleichgültigkeit folgendergeſtalt an, während der Matroſe ihm mit freundlicher Ungeduld jedes Wort aus dem Munde zu nehmen bereit war: „Lieber Freund, kein ärgerer Spitzbube als du biſt, iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen —" Man kann ſich vorſtellen, wie die Züge des Harrenden ſich ſtracks veränderten. Natürlich verging ihm die Luſt, des Briefes Fortgang und Ende in Gegenwart des lachenden Volkshaufens zu vernehmen, er riß dem Vorleſer das Blatt aus der Hand, und verkroch ſich, Flüche murmelnd, unter die wiehernde Menge. — Täglich trifft man dieſe Straßenkanzley bald in größerer bald in minderer

Thätigkeit, und es ist ein Charakterzug der Italiener, durch welchen sie sich von den Franzosen mächtig unterscheiden, daß sie ihre Unwissenheit ohne Bedenken zur Schau tragen. Die gemeinen Franzosen können eben so wenig lesen und schreiben als die gemeinen Italiener, aber nie werden sie sich dazu verstehen, diese Unwissenheit vor allem Volke laut auf der Straße zu bekennen. Der Franzose ist unwissend und eitel, der Italiener nur das erstere.

Die Cartheuser.

Gleich einem Amphitheater liegt Neapel am Meeresufer, und gleich einer Loge, für den Kaiser erbaut, um auf dieses Amphitheater herab zu schauen, erblickt man das schöne Cartheuser-Kloster San Martino fast in allen Straßen über sich. Hinter demselben, noch ein wenig höher, ragt das Castell Sanct Elmo hervor, trägt gleichsam das Kloster in seinem Schooße vor sich hin, und seine drohenden Kanonen scheinen bloß aufgepflanzt zu seyn, um die Jünger des heil. Bruno zu schützen. Diese Jünger besaßen des silbernen Kirchengeräths so viel, daß es auf Millionen geschätzt wurde. Sie hatten unter andern ein großes silbernes Kreuz mit Basreliefs von einem braven Künstler, Anton Faenza; auch dieses hat in die Münze wandern müssen,

aber die guten Paters haben zum wehmüthigen Andenken es abmahlen lassen, und zeigen es nun seufzend in effigie.

Man kann sich nichts Schöneres denken als ihr Kloster. Der auf Marmorsäulen ruhende Kreuzgang, welchen ein sehr geräumiger Platz einschließt, würde jeden Königlichen Pallast zieren. Der herrliche Brunnen in der Mitte des Platzes ist gleichsam von einem Garten umgeben, dessen drey Viertheile mit artigen Buchsbaumschnörkeln prangen, das letzte Viertel aber zu Begräbnissen dient, und von einem Geländer umschlossen ist, welches Todtenköpfe von weißem Marmor schmücken. Die Klosterhöfe sind groß und reinlich. Ein herrlicher Garten, in Terrassen eingetheilt, zieht sich im Halbcirkel um den Berg, hat ein schönes Belvedere, und goldene Früchte winken von den Bäumen. Ordnung und Reinlichkeit herrschen auswendig und inwendig; die weiße Kleidung der Mönche gewährt einen freundlichen Anblick; noch freundlicher aber sind sie selbst. Sie empfangen die Fremden mit der gutmüthigsten Herzlichkeit. Denn man verbinde hier ja nicht mit dem Nahmen Carthäuser die gewöhnliche Vorstellung von strengen Anachoreten, die nichts thun als ihr Grab bereiten, und kein anderes Wort hervorbringen dürfen, als: memento mori. Die Cartheuser von San Martino sind nicht so finster; sie sprechen mit den Fremden

und untereinander; sie lächeln und lachen; sie bewohnen recht niedliche Zimmer, (manche haben deren drey), sie sind recht artig möblirt, schlafen unter seidenen Bettdecken, schauen von ihren Balkons durch Fernröhre auf das Gewimmel der Neapolitaner herab, bewirthen den Fremden mit Kaffee und Rosoli; kurz, ich bekenne, daß für einen alten Mann, dem etwa seine Lieben abgestorben sind, und der nichts mehr von der Welt zu hoffen hat, kein angenehmerer Aufenthalt gedacht werden kann. Ich habe unter andern einen Greis in seiner Zelle besucht, (er ist ein Bruder des Herzogs von Serra Capriola, des Neapolitanischen Gesandten in Petersburg) und habe selten einen alten Mann gesehen, der mir heiterer und zufriedener geschienen hätte. Außer drey hübschen Zimmern hatte er auch seinen eigenen kleinen Hof mit einem Brunnen, seine Küche u. s. w. Auch vor den Zimmern, zum Lustwandeln, eine sehr geräumige bedeckte Gallerie mit einer göttlichen Aussicht. Hier zog er Hyacinthen, und noch eine Menge anderer Blumen-Töpfe verriethen, wie angenehm er in den letzten Stunden seines Lebens sich beschäftige. Der Mann wird einst gewiß sehr sanft unter den Blumen entschlummern. — Der Mönche sind jetzt in allem zwey und funfzig, meist Greise, doch sah ich auch einige sehr junge Männer. Einer der letztern, der uns herumführte und alles

auf-

aufschloß, schien kaum fünf und zwanzig Jahre zu zählen, obwohl er schon eilf Jahre im Kloster zu seyn versicherte. Er hatte eine sehr angenehme, geistreiche, ein klein wenig auf Melancholie deutende Physiognomie. Im Speisesaale (Refektorium) fand ich eine Menge Tische reinlich gedeckt; vor jedem Teller standen drey zinnerne Kannen, die größte derselben freylich nur Wasser enthaltend, aber die mittlere faßte vollkommen eine Bouteille Wein, und die kleinste für eine bessere Gattung des Weines bestimmt, auch noch eine halbe Bouteille. Mit dieser Portion zu jeder Mahlzeit kann ein mäßiger Trinker sich schon begnügen und fröhlich dabey seyn. „Du mußt den Herren auch das Beste zeigen" sagte ein anderer Cartheuser, der ein schelmisches Gesicht und überhaupt vom Mönche nichts als die Kutte an sich hatte. Unter diesem Besten verstand er nähmlich die Küche, und es verlohnte in der That der Mühe sie zu besehen. Sie war sehr geräumig, in der Mitte stand ein Brunnen mit einem blasenden Triton, überall herrschte die gesuchteste Reinlichkeit, das kupferne Geräth hing blank geschäuert und verzinnt an den Wänden. Gleich daneben war die Bäckerey, in deren Mitte eine große Marmortafel, auf welcher die Kuchen und Pasteten eingemengt wurden. Die heutige Abendmahlzeit stand bereits, in Portionen abgetheilt, in der Küche. Sie bestand aus Sallat, auf vielen kleinen

Tellern, zwar appetitlich, aber nicht reinlich angerichtet. Der lustige Mönch versicherte, sie bekämen auch noch ein wenig Fisch dazu.

Eben so wohleingerichtet als die Küche, ist auch ihre Apotheke. Der alte Mönch, der ihr vorsteht, soll große Kenntnisse besitzen, und mancherley Arcana zu verfertigen wissen. Ich fand dort auch einen eisgrauen, ganz zusammengeschrumpften Cartheuser, der vielleicht nicht weit mehr von hundert Jahren seyn mochte. Er saß und hielt eine Katze auf seinem Schooße, schien auch sonst an nichts Theil zu nehmen. Ich wünschte ihm — in seiner Lage gewiß das Beste — daß nähmlich er nicht das Unglück haben möge, seine Katze zu überleben.

Die Kirche ist prächtig, aber ein wenig zu bunt. Vor lauter Gold, Marmor und Gemählden sieht man beynahe die Kirche selbst nicht. Die größte Zierde derselben ist die Geburt Christi von Guido Reni, ein sehr liebliches Bild, von dem Volkmann, ich weiß nicht warum, behauptet, es fehle ihm noch die letzte Hand. Zwar sagen auch die Mönche, das Christuskind selbst sey unvollendet, aber ich meine, sie plaudern es nur nach. Mich dünkt, Guido habe das Christuskind mit Fleiß nur gleichsam angedeutet, um es von den übrigen irdischen Massen, die es umgeben, durch eine Art von himmlischer Durchsichtigkeit zu unterscheiden, und in meinen Augen

ist ihm das trefflich gelungen. Hätte er den Knaben, wie gewöhnlich, ausgemahlt, so wäre es ein derber Bube, aber kein Himmelskind gewesen. Daß doch die Kenner in den Gemählden immer nur Mahlerey und nie Poesie suchen, immer nur Körper und nie eine Seele. — Guido soll das Bild haben liegen lassen, um dem Neid der Neapolitanischen Mahler zu entgehen. Wie wenig kennt man das Gemüth eines Künstlers, wenn man glaubt, daß der Neid anderer Künstler es bewegen könne, seine eigenen Arbeiten minder vollkommen zu machen. Grade umgekehrt. — In der Saeristey hängt das beste Gemählde, das ich jemahls von Spagnolett gesehen habe; ein todter Christus, in Johannes Armen, um den die Mutter weint, und dem Magdalena die Füße küßt; die Ausführung ist meisterhaft. Es gibt außerdem hier und in der Kirche noch eine Menge Gemählde von lauter guten, oder als gut gerühmten Meistern, ich habe aber nicht Lust einen Catalog davon zu liefern, und nenne immer nur das, was einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Darum eile ich sogleich in die Zimmer des Priors, die reich mit Gemählden tapeziert sind, unter welchen sich kein einziges schlechtes befindet. Eine heilige Lucia, von Guido Reni, ist zwar ein wenig fett, aber dennoch ein schönes, liebliches Weib, mit Augen die in sanfter Wollust schwimmen. Wer ihre

Geschichte nicht kennt, der wird nicht begreifen, warum sie noch ein paar andere Augen auf einem Teller trägt. Die Legende erzählt Folgendes: Ein schöner Jüngling hatte sich in die heilige Lucia verliebt. Den größten Eindruck hatte sie durch ihre seelenvollen Augen auf ihn gemacht, um aber der entstehenden Leidenschaft Widerstand leisten zu können, stach sie sich dieselben selbst aus, erhielt sie aber durch ein Wunder im schönsten Glanze wieder. — Noch eine herrliche Madonna hängt in des Priors Zimmer, die Mönche konnten mir aber nicht sagen, von welchem Mahler.

In seinem Schlafgemach erblickt man über der Thür ein kleines Bild, das so hoch gerühmte Crucifix von Michel Angelo. Man erzählt das Mährchen, der Künstler habe, um ein Meisterstück, der Natur ganz getreu zu liefern, wirklich einen Menschen kreuzigen lassen. Wäre er in der That einer solchen abgeschmackten Barbarey fähig gewesen, so hätte er wenigstens einen grade gewachsenen Menschen dazu nehmen sollen. Das ist aber nicht der Fall. Dieser Körper ist verwachsen, das behaupte ich, und wenn auch die ganze nachplappernde Künstlerzunft Wehe! über mich schreyt, und mir zuruft: Siehst du nicht, daß der Sterbende sich gekrümmt hat? Ich weiß den Krampf des Todes von einem Buckel recht gut zu unterscheiden.

In einem ziemlich finstern Winkel steht noch ein Bild, welches zwar nicht durch Kunstwerth, wohl aber durch die Begebenheit, welche Gelegenheit dazu gab, merkwürdig ist. Eine grausame Pest verheerte einst Neapel; wer fliehen konnte, entfloh dieser Geißel Gottes. Zu den Carthäusern flüchteten, im Vertrauen auf die gesunde Bergluft, über hundert Personen, und die guten Mönche nahmen so viele Flüchtlinge auf, als der Raum nur immer verstattete. Dann aber schlossen sie weislich ihre Thür zu, und schnitten alle Gemeinschaft mit der Stadt ab. Das währte ziemlich lange, und der Pest der Langeweile, die ohnehin in jedem Kloster zu Hause ist, konnte die Gesellschaft freylich nicht entgehen. Ein Mahler befand sich darunter, (seinen Nahmen habe ich vergessen) der vertrieb sich die Zeit auf eine recht angenehme Weise, indem er alle im Kloster befindlichen Personen abkonterfeyte, und sie betend zusammengruppirte. Vor die Thür des Klosters hat er die Pest gestellt, die mit Gewalt herein zu dringen droht, aber durch den heiligen Bruno beschieden zurückgewiesen wird. Das Bild hat jetzt noch ein historisches Interesse, und muß besonders, so lange noch Einer von den Geretteten lebte, ein rührendes Denkmahl gewesen seyn.

Die oft gepriesene, gut und schlecht beschriebene Aussicht aus den Zimmern des Priors

muß man nicht zu genießen verabſcheuen. Von den Gegenden umher ſage ich gar nichts, man muß ſie ſehen. Der Anblick, der, gleich einem Modell, unter den Füßen liegenden Stadt, iſt einzig. In allen Straßen ſieht man wie Zwerge, das Völkchen krabbeln und wimmeln, und ein dumpfes Geſauſe von ein paarmahlhundert-tauſend Stimmen, die, in einem einzigen Luftwirbel zuſammenfließend, heraufdönen, iſt auf den Terraſſen ſehr vernehmlich. — Die Bibliothek ſoll einen Schatz von griechiſchen Handſchriften beſitzen; ich habe ſie nicht geſehen.

Der Pallaſt Villa franca zu Neapel.

Man muß ſich eine königliche Erlaubniß verſchaffen, um dieſen Pallaſt zu ſehen, aber es iſt der Mühe werth, um dieſe Erlaubniß nachzuſuchen, welche übrigens, auf Verwendung eines fremden Miniſters, nie verweigert wird. Außer der Gemählde-Sammlung iſt nichts Merkwürdiges darin, dieſe aber iſt vortrefflich, obwohl nicht zahlreich. Die Krone derſelben iſt eine Madonna von Raphael. Indeſſen iſt dieſe Madonna keine Himmelskönigin — Weit mehr Anſprüche auf dieſen Titel darf eine andere Madonna von Andrea del Sarto machen, die mit Schönheit und Unſchuld Erhabenheit verbindet. Sie muß ich verehren, bewundern,

anbeten, sie kann ich nicht lieben. Aber von Mutterschwäche scheint selbst diese Madonna nicht ganz frey gewesen zu seyn; denn warum leidet sie, daß der kleine Christus in ihrem Schooße sich mit dem kleinen Johannes um einen Apfel zankt? das schickt sich nicht für den künftigen Welterlöser; zumahl da der kleine Johannes ein recht gemeiner Bube zu seyn scheint. — Ein wunderschöner Knabe ist freylich ein kleiner Christus, den eine Madonna von Tintoretto auf ihrem Schooße hält, nur verräth er noch keine Spur seines himmlischen Ursprungs, es ist bloß ein sehr hübsches Menschenkind, trotz der Engelkette, die (ein drolliger Einfall) statt des Heiligenscheins den Kopf seiner Mutter umgibt. — Doch genug von Madonnen, deren auch hier, wie überall, eine große Menge zu finden sind. — Wenden wir uns zu dem schalkhaften Amor von Schidone. Nehmet euch in Acht! er scheint zwar zu ruhen, aber das durchdringende Auge, der kleine Zeigefinger am Munde — gewiß sinnt er auf eine Bübereyn. — Ich wüßte keine Sammlung so reich an Gemählden des wackern Schidone. Ein trefflicher Mahler war er meistentheils, ein mahlender Dichter immer. Ihm war es vorbehalten, vom Bethlehemitischen Kindermorde dasjenige darzustellen, was allein die Kunst darstellen sollte: nicht diese gräßlich blutenden Kinder, nicht die Verzuckungen der Mut-

ne, diese viehische Wuth der Henkersknechte. Schidone hat einen Soldaten gemahlt, der mehrern Müttern, die von ihren Kindern umringt sind, im Vertrauen erzählt, welch' ein Jammer ihnen bevorstehe. Herrliche Idee! nur ein trefflicher Kopf konnte sie fassen. Das Schrecken, die Angst der Mütter, im Kontrast mit der Ruhe der spielenden und schlummernden Kinder — läßt sich ein Gegenstand mahlerischer denken? Schade, daß Schidone ihn nicht so schön ausgeführt als gedacht hat! — Die Magdalena, von Tizian ist die wahrste Magdalena die ich jemahls gesehen habe. Sie liegt nicht, wie sonst gewöhnlich, denn warum muß denn die Reue just liegen? sie steht gegen Himmel blickend, und diese Thränen, die so rührend ihre Wange herabfließen, sind nicht Thränen des Kummers, sondern der innigsten Reue. Die meisten Künstler, welche diesen Gegenstand behandelten, haben Magdalenen, trotz ihrer Zerknirschung, immer noch als ein schönes blühendes Mädchen dargestellt; manchmahl sieht sie wohl krank und blaß aus, aber ihre kranke Blässe ist nicht Wirkung ihrer Lebensart, sie gleicht mehr einer liebesiechen Dirne. Tizian hingegen hat seiner Magdalene zwar auch Schönheit, hohe Schönheit verliehen, hat auch sogar das kleine Hülfsmittel verschmäht, ihr ein krankes Ansehen zu geben; aber dennoch sieht man es dieser Schönheit auf den ersten Blick an,

daß sie gemißbraucht worden ist, und diese Behandlung verräth den dichtenden Mahler. — Will man von dem tiefen, schmerzhaften Eindruck, den jenes Bild hinterließ, sich lachend erholen, so trete man vor die lachenden Knaben von Parmeggianino, sie lachen so herzlich, daß mein Subkonrektor in Weimar, bey dem ich in Tertia in die Schule ging, (der ernsthafteste Mann, den ich in meinem Leben gekannt habe) gewißlich sein Schulmonarchen-Gesicht bey ihrem Anblick entfaltet haben würde. Oder er stelle sich vor den prächtigen Silen von Spagnoletto, der, mit seiner behaglichen Trunkenheit, von den komischsten Faunsgesichtern umgeben, gewiß dieselbe Wirkung hervorbringen wird. — Den Wechsel dieser Empfindungen wird schnell wiederum ein Meisterstück von unserm Albert Dürer bewirken; Christus am Kreuze, von denen die ihn liebten umringt. Welche Köpfe! welch ein seelenvoller Schmerz! wie schön sind die körperlichen Leiden mit denen der Seele in dem Christuskopf verschmolzen! wie sichtbar hingegen, daß bey den übrigen Personen nur die Seele leidet! Großer Dürer! wie tief hast du empfunden! Ich vermuthe, daß dieses Gemählde von einer adelichen Familie, und zwar als ein ex voto bestellt worden ist; denn links kniet ein Hausvater mit zwey Söhnen hinter sich, rechts die Hausmutter mit ein paar Töchtern, (lauter

treffliche Köpfe) über ihnen das adeliche Wappen, und, was meine Vermuthung noch mehr rechtfertigt, ist der Umstand, daß der Satan in gräßlicher Gestalt die gute Dame am Beten zu hindern strebt. Vermuthlich hatte sie oft dergleichen Anfechtungen, und um ihrer los zu werden, gelobte sie dies schöne Bild. — Fast eben so schöne Köpfe als Dürer sie schuf, hat ein gewisser Lippi auf einem Gemählde geliefert, welches die heiligen drey Königs darstellt, die bekannten Geschenke bringend. — Durch ein treffliches Gemählde in Lebensgröße hat Raphael einem vergessenen, vermuthlich schlechten Dichter die Unsterblichkeit geschenkt, sonst wäre wohl nicht einmahl sein Nahme, Theobaldino, der Vergessenheit entrissen worden. — Zarte behagliche Empfindungen erweckt ein Bild, die Wohlthätigkeit (leider ist mir der Nahme des Meisters entfallen). Der herrliche Greis, dem die Stufen hinauf geholfen wird; die liegende Mutter, die ihres Kindes Hand ausstreckt, um die Gabe zu empfangen; endlich der Knabe, der schalkhaft seine Hände auf den Kopf eines Lammes legt — Alles ist so lieblich, so wahr. — Wahrer als die Nacht von Caracci, durch die Lüfte fliegend und zwey schlafende Kinder auf den Armen tragend. Es sieht aus, als habe ein Dämon die Kinder aus der Wiege geraubt. Auch scheint sein Pinsel mir hart. —

Christoph Columb von Titian trefflich gemahlt, entspricht ganz der Idee, die man von diesem kühnen Manne sich macht. Zwey alte Köpfe von Rembrandt und Rubens, die dicht nebeneinander hängen, und um den Preis zu ringen scheinen; ein weibliches Portrait von Spilberg, ein männliches von Vandyk, ein alter Kopf von Schidone, ein Christuskopf von Correggio. — Das sind die Meisterwerke, von welchen die Erinnerung sich meinem Gedächtniß am schnellsten eingeprägt hat. Ich habe sie geschildert, wie ich immer pflege, ohne den sogenannten Kunstsinn, bloß nach meinem Gefühl. Wer mehr fodert der suche es in andern Büchern. — Junge Mahler haben die Erlaubniß hier zu copiren und benutzen sie fleißig. Man findet immer einen kleinen Vorrath von Miniaturgemählden, meist gute Copieen der besten Stücke, die man für einige Dukaten kaufen kann.

Uebrigens wird in diesem Pallast, eben so wenig, als sonst irgendwo in Italien, auf Reinlichkeit gehalten. Ueberall ist Schmuz, und vor der ersten Thür schienen sogar die Ziegen ihren Stall gehabt zu haben. Nicht einmahl ein Eisen, um die Schuhe daran abzustreifen, ist vor der Thür befindlich.

Capo di Monte.

So heißt ein königliches Schloß, auf einem hohen Berge gelegen, zu dem man sehr mühsam emporklimmt. Seine Schätze zu betrachten, muß man sich gleichfalls eine ausdrückliche Erlaubniß verschaffen, um welche nachzusuchen aber kaum der Mühe lohnt. Schon der Eingang zu diesem Musensitze ist nicht reinlich. Zur Leibesbewegung läßt sich das Inwendige empfehlen, denn man findet hier eine ungeheure Menge von Zimmern, Raum genug, um alle in der ganzen Welt zerstreuten Meisterstücke zu fassen. Die Wände sind auch alle mit Bildern behangen, aber wahrlich nicht mit Meisterstücken. Zwar sind 14 der besten Gemählde nach Palermo geschifft worden: es mögen aber, als sie noch hier waren, nicht alle Kunstschätze gewesen seyn; jetzt ist gar wenig übriggeblieben.

Eine heilige Familie von Schidone ist schön, besonders Joseph. Es werden hier noch viele Bilder von Schidone gefunden, man scheint aber ausdrücklich seine schwächsten Werke ausgewählt zu haben. — Ein zahlreicher Haufe von Engeln, große Studien von Correggio, die er nachher im Dom zu Parma ausführte, mögen allerdings sehr schön seyn, jeder Kopf einzeln betrachtet, ist ausdrucksvoll, nur ist auch nicht ein einziger Engelskopf darunter, es sind lau-

ter Schulbuben. — Als Gegenstand der magern Kunst, als Akademie ist, um der unnachahmlich schön dargestellten Verkürzung willen, ein heiliger Stephan von Schidone bewundernswürdig. Seine Schwestern ziehen ihm die Pfeile aus dem Leibe. — Ein Portrait von Raphaels Mutter, von Raphael gemahlt, ist sehr schlecht; vermuthlich seine erste Schülerarbeit; ich habe es aber doch mit Vergnügen betrachtet, denn ich dachte mir die Freude, welche die gute Mutter bey dieser ersten Probe von ihres Sohnes Talent empfunden haben mag. — Viele Portraits von Tizian, auch Miniaturen, entschädigen hie und da für die elenden Pinseleyen. — Ein schlafender kleiner Christus von Guido Reni entzückt. Dann wendet man sich zu dem schlafenden Amor von Parmeggianino, dem die muthwilligen Genien die Pfeile stehlen. — Eine heilige Familie von Andrea del Sarto zieht an, eine andere von eben dem Meister stößt zurück; denn der kleine Johannes hat einen so unausstehlich fehlerhaft verkürzten Arm, daß es auch jedem Layen beym ersten Blick auffallen muß. Der Führer behauptete, das Bild sey bey der Restauration verdorben worden. — Eine Judith (ich habe vergessen, von welchem Meister), ist die erste Judith, bey der ich gern verweilte. Sie ist geschildert, im ersten Augenblicke nach der unweiblichen That. Ihre Magd ist beschäf-

tigt, den Kopf in den Sack zu stecken. Sie selbst trägt eine Lampe, hält die Hand vor das Licht, und sieht starr in einen Winkel, als fürchte sie noch etwas. Man könnte fragen: was fürchtet sie? Holofernes ist ja schon todt! — Aber wahrlich, der Künstler, der auf das Gesicht eines Weibes, nach einer solchen That, den Ausdruck der Furcht und des starren Schreckens zeichnet, der sie gleichsam Gespenster in jedem Winkel erblicken läßt, hat das menschliche Herz tiefer studirt, als der sie triumphirend mit dem Kopfe in der Hand zur Schau stellt. — Von Giulio Clavio, demselben, der den berühmten Codex des Tasso mit so schönen Gemählden verzierte, befindet sich hier ein treffliches Portrait. — In den Köpfen des heil. Peter und des heil. Hieronymus hat Guercini Meisterstücke geliefert. — Vortrefflich wäre ein Bauer zwischen zwey Zigeunerinnen von Michel Angelo Caravaggi, wenn nur nicht eine derselben, indem sie dem Bauer die Taschen bestiehlt, mit der andern Hand das leichtfertige Zeichen machte, dessen ich bey der Beschreibung der Wasserbuden in Neapel erwähnt habe. Die andere wahrsagt ihm. Das Ganze ist von unübertrefflicher Wahrheit. — Bey Betrachtung eines Satyrs, der eine Statüe des Bachus mit Weinlaub kränzt, hört man gern den Nahmen Mattheis nennen, da man gewöhnlich diesen braven Künstler nur in

frommen Gegenſtänden bewundern muß. — Eine Abnahme vom Kreutz von Albert Dürer hat zwey vortreffliche Köpfe aufzuweiſen, nehmlich den der Maria und den des Johannes. Nie bildete ein Mahler den Schmerz ſprechender als Albert Dürer. Die übrigen Köpfe ſind ſchlecht, ſehr ſchlecht; man ſagte mir aber, das Ganze habe gelitten. — Keine liebende Mutter wird an dem Bilde der Madonna von Carl Maratti ungerührt vorüber gehen. Das Kind ſchläft, die Mutter bedeckt es himmliſch lächelnd mit ihrem Gewand. — Eine Hauptzierde der ganzen Sammlung iſt ein großes, reiches Gemählde, die Kreuzigung Chriſti, von einem Mahler, den ich mit Erſtaunen zum Erſtenmahle nennen hörte, von Bernardo Gatti. Warum iſt der Mann nicht berühmter? Kompoſition, Zeitrechnung, Kolorit, Ausdruck der Köpfe, alles ſcheint mir vortrefflich; auch iſt es wahrlich ein Zug des Genies, wenn gleich keines frommen Genies, daß der Mahler in das Geſicht des böſen Schächers weit mehr Geiſt und Kraft gelegt hat, als in das ſeines bekehrten Nachbars. — Siehe da, ich bin wahrhaftig ſchon fertig, mit der ganzen, mehrere Tauſende von Gemählden enthaltenden Gallerie. Wer zuletzt noch einen fröhlichen Eindruck mit herausnehmen will, der werfe im Vorbeygehen einen Blick auf das ſpaßhafte Bild, auf welchem ſechs Blinde einander an den Rock-

zipfeln halten; der erste ist ihr Führer, er thut einen Fehltritt, purzelt und alle übrigen purzeln hintendrein.

Spazierfahrt nach Puzzuoli.

Wenn man die Enthusiasten von den vielen Wunderdingen reden hört, die in und um Puzzuoli zu schauen sind, so fährt man mit großen Erwartungen dahin, und findet — ein paar Merkwürdigkeiten; das meiste ist nicht des Anssehns werth. Zuerst führt der Weg durch die berühmte Grotte von Pausilipp. Es ist aber keine Grotte, sondern ein breiter, wohlgepflasterter Fahrweg, der, zum höchsten Erstaunen Aller, die ihn zum erstenmahl sehen, mitten durch den Berg führt, und so lang ist, daß man, im starken Trabe, dennoch fünf Minuten zubringt, ehe man jenseits anlangt. Es ist Einem gerade so darinnen zu Muthe, als ob man durch das Thor und die dunkeln Gewölbe einer Festung führe. Höchst seltsam ist der Weg, und eben durch seine Seltsamkeit imponirt er, an einigen Orten auch durch die gewaltige Höhe des Gewölbes, die über 80 Fuß beträgt. Sonst ist die Fahrt hindurch wahrhaftig nicht angenehm, denn erstens ist es sehr dunkel darin, das Licht fällt blos von beyden Enden hinein, und da Ein- und Ausgang weit über zwey tausend Fuß

von

von einander entfernt liegen, so kann man sich leicht vorstellen, daß es in der Mitte unmöglich ist, eine Nähnadel einzufädeln. Zwar hat man noch von oben ein paar kleine schräge Oeffnungen anzubringen gesucht, sie helfen aber wenig, zumahl da sie mit Gesträuch verwachsen sind. Seneca spricht schon von der dicken Finsterniß in dieser sogenannten Grotte. Zweytens verursacht die ewige Trockenheit der Höhle, daß sie immer mit Staub angefüllt ist. Oft werden Viehheerden durchgetrieben, und dann ist der Staub ganz unerträglich. Dabey befürchtet man, in der Mitte alle Augenblicke an andere entgegenkommende Wagen zu rennen, oder Fußgänger an die Mauer zu quetschen. Kurz, man ist herzlich froh, wenn man glücklich hindurch ist. Daß dieser sonderbare Weg blos angelegt worden sey, um nicht über den Berg oder am Meeresufer fahren zu müssen, kann ich mir nicht vorstellen. Gewiß haben diejenigen Recht, welche vermuthen, daß man anfangs, zum Bauen, Steine und Sand aus dem Berge geholt, daß nach und nach eine immer tiefere Höhle entstanden, bis man endlich auf den Einfall gerathen, sie vollends durch zu graben. Sie war auch in den ältesten Zeiten weit niedriger. Mehrere Könige und Vicekönige haben sie erweitert, erhöht, gepflastert, und mit einer Kapelle versehen, in welcher, da sie gerade in der Mitte angebracht ist, natürlich nur

bey brennenden Lichtern gebetet werden kann. Der Einsiedler, der hier wohnt, sollte eigentlich immer ein Blinder seyn, da er seiner Augen hier gar nicht bedarf. — Hat man die Grotte verlassen, so fährt man rechts zum See Agnano hinab. Man hält das Bett dieses Sees für einen ausgebrannten Vulkan; andere meinen, es habe vormahls ein Landhaus des Lucullus hier gestanden. Jenes will man durch die schwefelichten Ausdünstungen und das Kochen des Wassers, dieses durch noch vorhandene Trümmer beweisen. Was mich betrifft, ich habe weder das Wasser kochen, noch auch Trümmer gesehen, sondern nichts als einen schönen See, auf dem wilde Enten waren, die niemand schießen darf als der König. Den Schwefeldunst habe ich freylich auch gerochen, aber er schien mir nicht aus dem See zu steigen; denn dicht am Ufer liegt die Hundsgrotte, und wenig Schritte davon ein Schwitzbad. Die berühmte Hundsgrotte ist ein bloßes Loch im Berge, durch eine elende hölzerne Thüre verschlossen. Die sogenannte Schwefelhöhle bey Pyrmont ist weit schöner, und die Wirkung des Ganzen dort eben so stark. Man martert einen armen Hund, indem man ihn bey allen vier Beinen faßt, auf den Boden der Grotte legt, und seinen Kopf niederdrückt. In wenig Augenblicken fängt er an stark zu athmen, und, wenn er halb todt ist, wirft man ihn her-

aus, auch wohl in den See, wo er sich bald wieder erholt. Es ist ein unangenehmes Schauspiel, und die Hunde, welche ausdrücklich zu diesem Experiment gehalten werden, haben vom Schicksale wohl das härteste Loos empfangen. Thiere quälen ist immer ein Verbrechen, aber sie vollends blos darum zu quälen, damit ein neugieriger Reisender überzeugt werde, es steige hier eine schädliche fixe Luft aus dem Boden, das sollte die Regierung nicht dulden; der Reisende darf sich ja nur bücken, und die Nase an den Boden halten, so wird ers schon riechen. Oder er begnügt sich mit dem zweyten Experiment, wo der Führer eine Fackel anzündet; die Flamme lodert hell, sobald er sie aber gegen den Boden hält, verlischt sie augenblicklich. Er wiederholt das öfter, und es sieht in der That recht artig aus, kostet auch weder Menschen noch Vieh einen schweren Athemzug. — Das Schwitzbad zu besuchen will ich Niemanden rathen, der empfindliche Nerven hat. Eine gewölbte kleine Kammer ist über einem Schlunde erbaut, der stets raucht, und einen erstickenden Schwefelgeruch ausdampft. Für manche Krankheit soll das Bad doch sehr heilsam seyn, und das glaube ich gern; nur meine ich fast, es sey besser krank zu bleiben, als hier alle Tage Stundenlang zu ersticken.

Durch sehr rauhe Wege kehrt man vom See Agnano auf die Landstraße von Puzzuoli zurück,

Hat man des Meeres Ufer erreicht, so stößt das Auge an die kleine Insel Nisida, eigentlich nur ein kleiner Berg, der sich von allen Seiten steil aus dem Meere erhebt, grün bewachsen ist, und einen artigen Anblick gewährt. Er soll vormahls mit dem festen Lande zusammen gehangen, und zu der Villa des Lucullus gehört haben. Im Mittelalter hieß die Insel San Salvadore. Constantin der Große schenkte ihn den Mönchen. Jetzt ist eine kleine Quarantaine daselbst errichtet. Kauffahrtheyschiffe werden in dieser Absicht dahin gesandt. Schiffe habe ich auch wirklich da liegen sehen, aber was die Quarantaine betrifft, so hält man es, für einige Piaster, damit nach Belieben. Das merkwürdigste von dieser Insel ist, daß ein junger Frankfurter Kaufmann, Nahmens Estermann (wo ich nicht irre) sie gekauft hat, und kultiviren will. Der Einfall ist um so sonderbarer, da die Luft daselbst schon bey den Alten durch ihre Ungesundheit übel berüchtigt war. Auch wird manches Jahrzehend verstreichen, ehe sein Kapital sich verzinsen wird.

Bey Fortsetzung des am Seeufer angenehm sich hinziehenden Weges, erblickt man nun auch den Neuenberg (monte nuovo), an dem gar nichts zu sehen ist, denn er sieht aus wie alle andere Berge. Daß er erst vor ein paar hundert Jahren plötzlich entstanden, soll ihn merkwürdig machen; aber ich meine, alle die Berge

hier herum sind gleichen Ursprungs, hundert Jahre früher oder später, das kommt auf eins heraus.

Jetzt halten wir vor dem Thore von Puzzuoli, steigen aus, und klimmen rechter Hand zu Fuß einen sanft abhängigen Hügel hinauf, bis man uns ein Thor öffnet, welches sich von allen andern Thoren in der Welt dadurch unterscheidet, daß es nicht irgend ein Gebäude, sondern eine große runde Ebene verschließt, die rings umher mit steilen nackenden Felsenwänden eingefaßt ist. Dampfte, beym Eintritt in dieses Thor, dem Reisenden nicht Schwefelgeruch entgegen, so würde er nie glauben, der fürchterlichen Solfatara so nahe zu seyn, denn was er sieht, verkündigt eher einen Park, als eine unterirdische Werkstadt der Hölle. Freylich überzeugt der erste Blick, den man umher wirft, daß hier vormahls der Krater eines feuerspeyenden Berges gewesen, aber man wandelt lange Zeit recht lieblich einen geschlängelten Fußpfad zwischen Kastaniengebüsch, und nur der kleinste Theil dieser Ebene, zu welchem man erst zuletzt gelangt, ist nackt und graulich anzuschauen. Sobald man aus dem Gebüsch heraus tritt, macht man Halt, um einem Kerl zuzusehen, der einen großen Stein hebt, und ihn mit aller Gewalt gegen den Boden wirft. Sogleich bebt die Erde, und ein dumpfes unterirdisches Rollen beweist, daß man

nur auf dünner Rinde wandelt, welche ewige Gluten deckt. Das Experiment, welches öfters wiederhohlt wird, ist ein wenig ängstlich anzusehen und anzuhören. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß das dünne Gewölbe, immer an einer und derselben Stelle geschlagen, doch endlich einmahl durchbrechen mögte, zumahl wenn man weiß, daß viele Naturkundige mit Gründen behaupten, dieser Vulkan sey noch gar nicht ausgebrannt, sondern werde gewiß einst plötzlich seine Stelle unter den activen Vulkanen wiederum einnehmen. — Der Rauch, den man hie und da hervorquillen sieht, giebt dieser Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit. Einige Schritte weiter stößt der Führer eine Schaufel in den Boden, hohlt ein wenig Erde heraus, und muthet dem Reisenden zu, die Hand darauf zu legen, welches dieser thun mag, wenn er Lust hat, sie zu verbrennen. Die ganze Bergwand an dieser Seite raucht; ein dicker Qualm aber erhebt sich aus einem Schlunde, den man mit einer Mauer eingefaßt hat. Ein Blick hier hinein, ist ein Blick in die Hölle. Zwar sieht man keine Flammen, aber man pflegt eine große Menge Ziegel hinein zu werfen, damit der Schwefel sich daran hängen soll, der in den Monathen July und August eine reiche Erndte giebt. Diese mit goldgelbem Schwefel dick überzogenen, und im dichtesten Rauche liegenden Ziegel, sehen natürlich aus, als ob sie

glühten, und die große Hitze, die man in der Nähe spürt, macht die Täuschung vollkommen. — Weiter ist auf dieser gräßlichen Ebene nichts zu sehen. Man ist froh, wenn man sie wieder im Rücken hat.

Der Cicerone geleitet den Fremden durch einen weit unbequemern Fußsteig wieder herab, um ihm einige Pflastersteine zu zeigen, die er via appia nennt, und mehrere alte Mauern, die er für römische Paläste ausgiebt. Endlich erreicht man das Amphitheater, welches fast eben so groß war, als das Coliseum zu Rom, dessen Trümmer aber bey weitem nicht so merkwürdig sind. Inwendig ist alles mit Erde und Bäumen bedeckt, und der Hügel, von welchem man die Arena betrachtet, ist ein künstlicher Hügel, dem die ehmahligen Sitze des Volks zur Unterlage dienen. Weiß man nichts davon, so wird man inwendig nie errathen, daß man sich in einem berühmten Amphitheater befindet. Eine bemühige Weinbergshütte steht auf dem Platze, wo einst nach Suetons Erzählung, ein stolzer Senator sich beleidiget fand, daß man seiner im Gedränge nicht achtete, und dadurch sogar ein Gesetz Kaiser Augusts veranlaßte. Jetzt ist hier keine Rangstreitigkeit, der Winzer lebt mit seinen Schweinen und Kühen in vollkommner Gleichheit und Eintracht, und die Behältnisse, in welche man vormahls wilde Thiere sperrte, dienen

Erinnerung und Ehrfucht vor dem Alterthum noch eingebildeten Werth leihen können.

2.

Theater zu Neapel.

Als ich hier zum erſten Mahle das Theater beſuchte, welches das Florentiner (dei fiorentini) genannt wird (nach der Straße, in welcher es liegt), da hatte man ein neues Stück angekündigt: Agnelli und Malwin. Die Deutſchen müſſen nicht glauben, daß die Comödienzettel in Italien ſo unterrichtend ſeyen, wie bey uns; in Neapel werden vollends gar keine gedruckt, ſondern man begnügt ſich, an beyden Eingängen der Straße, in welcher das Theater befindlich, eine hölzerne Tafel an einem Stricke ſo aufzuhängen, wie an mehrern Orten die Laternen aufgehängt werden, nähmlich über der Mitte des Weges in der Luft ſchwebend. Auf dieſer Tafel ſteht mit großen Buchſtaben geſchrieben 1) der Nahme des Theaters, 2) der Titel des Stücks, 3) der Tag der Aufführung, allenfalls noch mit hinzugefügter Stunde des Anfangs. Endlich ſteht zuweilen, aber ſelten, ganz unten noch eine kleine Bemerkung, zum Exempel: mai più representata (iſt noch nie geſpielt worden) oder: auf allgemeines Verlangen wiederholt, und dergl. Außer dieſer ſchwebenden lako-

nischen Einladung, sind nur noch ein paar dergleichen auf einigen Hauptplätzen Neapels an die Mauer geheftet. Man erfährt also durchaus nichts, als den trocknen Titel des Stücks. Wer der Verfasser und ob es Original oder Uebersetzung? welche Personen darin vorkommen? wer die Rollen spielt? was die Entree kostet? u. s. w. von alle dem kein Wort. Man muß gestehen, daß wir Deutsche es in Comödienzetteln viel weiter gebracht haben; bisweilen liegt ein wahrer Schatz von Kenntnissen in unsern Comödienzetteln, und ich getraue mich zu behaupten, daß ein Philosoph wie Voltaire's Zadig aus ihnen vielleicht die Sitten und den Charakter der Einwohner größtentheils errathen könne, in deren Mitte sie gedruckt worden. Hält man mich beym Wort, so vergönne man mir eine kleine Abschweifung: aus einem Berliner Comödienzettel zum Exempel schließe ich: daß die Berliner ihren König ehren — daß sie das Neue lieben — daß sie ein wenig bequem sind — daß sie Bescheidenheit zu schätzen wissen — daß sie die Sitten der Franzosen nicht angenommen haben — daß sie gern zukünftige Dinge vorher wissen mögen — daß sie Gastfreyheit üben — und Gott weiß, was sich noch alles daraus entziffern ließe. Hier ist der Beweis: die Berliner ehren ihren König, denn — ich lese, daß zur Feyer seines Geburtsfestes ein Prolog gesprochen wird.

Sie lieben das Neue, denn — sonst würde man bey neuen Stücken die Bemerkung nicht hinzufügen, daß es zum Ersten Mahle gegeben werde. Sie sind bequem, denn — sie lassen sich nicht bloß unterrichten, wann das Stück anfängt, sondern auch, wann es aufhört, damit sie sicher sind, daheim den Tisch gedeckt zu finden. Sie schätzen Bescheidenheit, denn — der berühmte Iffland läßt seinen Nahmen ohne Herr drucken. Sie haben die Sitten der Franzosen nicht angenommen, denn — wenn sie um sechs Uhr zu Mittag speiseten, so könnte das Schauspiel nicht um halb sechs Uhr seinen Anfang nehmen. Sie mögen gern zukünftige Dinge vorher wissen, denn — das Repertorium der ganzen Woche wird ihnen für sechs Pfennige feilgeboten. Sie üben Gastfreyheit, denn — alle Augenblicke findet man Gastrollen angezeigt. Was läßt sich gegen meine Schlüsse einwenden? In Neapel muß ich es wohl bleiben lassen, dergleichen zu drechseln; da sitze ich und erwarte mit gebührender Resignation die neue Bekanntschaft der Herren Maxwell und Malwin. Aber siehe da, es sind alte Bekannte, ich erinnere mich ihrer, so bald der Vorhang aufgerollt worden, es ist der Opfertod, eines von meinen vielen Kindern, die, bald gehätschelt, bald gemißhandelt, in der weiten Welt herumlaufen. Dieses hier durfte sich eben nicht über Mißhandlung beklagen; das

Stück war treu und gut übersetzt, wurde brav gespielt, herzlich aufgenommen, und mußte, obgleich schon eine andere Vorstellung angekündigt war, am andern Tage wiederholt werden.

Nur drey kleine Veränderungen hatte man sich zu machen erlaubt, und diese Veränderungen sind es eben, um deren willen ich der ganzen, übrigens unbedeutenden Begebenheit erwähne, denn sie scheinen mir eben so viele Charákterzüge der Italiener. Im ersten Akt hat man die Scene weggelassen, wo der hungernde Vater die Semmel in seines Kindes Hand gewahr wird, und vom Hunger überwältigt, einigemahl im Begriff steht, sie ihm zu entreißen, allein sein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß sein guter Knabe selbst halb verschmachtet ist. Eine solche Darstellung ist also dem Volke hier zu stark, und doch geht es an so manchem Elende gleichgültig vorüber. Ich habe in Deutschland ähnliche Urtheile darüber gehört: ich kann mir aber nicht helfen, ich rechne die Scene doch immer unter die besten, die ich jemahls geschrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon sagen würde, wenn sie in einem Stücke von Shakespeare vorkäme, dessen Lear übrigens weit gräßlicher ist.

Die zweyte Veränderung ist ein Zusatz. Ich habe nähmlich zu Anfang des zweyten Akts einen öffentlichen Garten geschildert, in welchem

spaziert, gespielt, gegessen, getrunken, kurz alles das getrieben wird, was an solchen Orten getrieben zu werden pflegt. Bey mir erscheinen jedoch aus guten Ursachen lauter Mannspersonen, auch greifen die einzelnen, dem Scheine nach abgerissenen Scenen, alle in das Ganze ein. Das war dem Italiener zu einförmig. Mit dem Geschmack seiner Nation vertraut, setzte er auch zwey Damen an ein Tischchen, welche sich von der Eifersucht ihrer Männer unterhalten. Ob das übrigens hieher passe oder nicht? ob es den Zusammenhang zerstückle oder nicht, das gilt ganz gleich.

Die dritte Veränderung ist abermahls ein Zusatz. Bey mir rettet ein biederer Packträger den unglücklichen Maxwell aus den Wellen der Themse, und schlägt jede Belohnung edelmüthig aus. Das war dem Italiener nicht genug. Bey ihm macht er noch die silbernen Schnallen aus den Schuhen und bezahlt damit dem hartherzigen Hausherrn Maxwells schuldige Miethe. — Sollte man nicht daraus schließen können, daß die Empfindlichkeit für romantischen Edelmuth, dem wahren Abbruch thue; und daß man manches auf der Bühne nicht sehen mag, weil man auch im Leben sein Auge dafür verschließt. So sah ich eines Morgens auf dem Molo einen dreyzehnjährigen, bis auf ein paar handbreite Lumpen ganz nackten Knaben auf dem Pflaster liegen,

Er wimmerte bloß. Viele hundert Menschen gingen an ihm vorüber — ich habe genau Achtung gegeben — die meisten sahen gar nicht hin, sondern setzten ihr Gespräch fort, als ob sie gar nicht ahndeten, daß dieß nackte wimmernde Wesen ein Mensch sey. Die Wenigen, die hin sahen, thaten es weder mit Mitleid noch mit Eckel, sondern mit dem unbefangenen Blicke, den man zu haben pflegt, wenn das Auge zufällig auf einen gleichgültigen Gegenstand fällt. — Doch ich breche hier ab. Der lebhafte Unmuth wägt die Worte nicht.

Die Schauspielergesellschaft der Florentiner ist gerade nicht vortrefflich, aber doch gut. Der alte Pinotti zeichnet sich ganz besonders aus, er dürfte in komischen und treuherzigen Rollen sich mit den besten unserer deutschen Schauspieler messen (etwa Iffland und Weidmann ausgenommen), auch ist er ein großer Liebling des Publikums, dem ein frohes Gemurmel entschlüpft, so oft er erscheint. Die erste Liebhaberin ist etwas zu alt und auch ein wenig manierirt. Der erste Liebhaber hat mir besser gefallen, als er den Neapolitanern zu gefallen scheint. Sie können ihn nicht leiden, ich weiß nicht warum. Er hat die schwere Rolle des Maxwell, bis auf einige Kleinigkeiten, sehr brav dargestellt. Eines Tages darauf sah ich den Hausverkauf von Duval, und noch ein anderes Stück aus dem

Franzöſiſchen: das Geheimniß und die Eiferſüchtige (das letzte wird in Berlin als Oper, bloß unter dem Titel das Geheimniß geſpielt). Man ſieht, daß die Italiener ſich bloß mit Uiberſetzungen behelfen, denn außer ihrem matten Federici, haben ſie keinen jetztlebenden Originaldichter. Es verſteht ſich, daß ich nur vom Luſtſpiel und Drama ſpreche; denn die tragiſche Muſe hat Italien mit einem ihrer Lieblinge, Alfieri, beſchenkt.

Das Vergnügen, welches man im Theater der Florentiner genießen könnte und wirklich genießt, wird ſehr durch die Lebensgefahr verbittert, der man ſich beym Hinein- und Herausgehen Preis geben muß. Man denke ſich eine Straße, in der es nur zwey neapolitaniſchen Kutſchern möglich iſt, einander auszuweichen, wobey ſie nicht umhin können, die Bäuche der an die Wand gepreßten Fußgänger zu ſtreifen. „Was kümmert das mich?“ möchte Jeder denken, der Geld genug hat, einen Wagen zu bezahlen: „ich fahre, und kehre mich den Henker daran, ob meine Räder ein halbes Dutzend Menſchen zerquetſchen oder nicht.“ — Mit Erlaubniß, Herr Egoiſt, auch das Fahren ſchützt ihre eigene werthe Perſon noch lange nicht. Ich bin das erſtemahl auch gefahren, aber — die enge Straße iſt zugleich ſehr abhängig und mit wohlbehauenen Quaderſteinen gepflaſtert; da muß der Wagen

ſehr

sehr leicht seyn, wenn die Pferde vermögend seyn sollen, ihn aufzuhalten. Die armen Thiere strauchelten und schnarten alle Augenblicke, und ich war keine zwanzig Schritte entfernt, als das eine derselben stürzte und fürchterlich schnaubend unter der Deichsel lag. Wir mußten über Hals und Kopf aus dem Wagen springen, und froh seyn, so abzukommen. Seitdem zog ich das Zu-Fußegehen vor, es ist doch minder ängstlich. Da läßt man sich nun durch den Bedienten eine Fackel vortragen, aber diese Fackel muß schon ausgelöscht werden, wenn man wenigstens noch funfzig Schritt vom Theater entfernt ist, vermuthlich, weil man unmöglich mit einer brennenden Fackel den gedrängten Haufen durchschneiden könnte, ohne den Leuten die Haare und die Kleider zu versengen. Man könnte auf dieser Weite von funfzig Schritten die Fackel auch wohl recht gut entbehren, wenn nur das Policeygesetz befolgt würde, welches verordnet, daß auch kein Wagen weiter als bis zur Straßenecke fahren soll. Aber leider! wurde dieß Gesetz nicht lange und nicht allgemein gehalten; man hat also mit Pferdeköpfen und Deichseln und Rädern bey jedem Schritte zu kämpfen. Hat man sich endlich bis zum Eingange durchgeschlagen, so findet man einen Gang und eine Treppe, beyde höchstens fünf Fuß breit. Durch diese Schlucht wälzt sich der ganze Menschenstrom auf und nieder, und

Diese Schlucht ist der einzige Aus- und Eingang. Sollte einmahl Feuer hier auskommen, so lege sich nur jeder ruhig in seiner Loge nieder und lasse sich schmoren, an Rettung ist nicht zu denken. So ist eins der königlichen Haupttheater beschaffen.

Das Inwendige ist eben nicht groß, aber recht artig; fünf Reihen Logen erheben sich über einander. Das Ganze hat, wie hier alle Theater, die Gestalt eines Hufeisens, und ich glaube in der That, daß diese Form wohl die beste seyn mag. Es wird viel Raum dadurch gewonnen, und man kann überall gut sehen. Die Dekorationen sind sehr mittelmäßig, der Vorhang bedeckt nicht einmahl ganz die Bühne; man wird auf beyden Seiten, durch einen mehr als handbreiten Raum sehr deutlich die ersten Coulissen gewahr. Da haben denn freylich die Schauspieler nicht nöthig, sich große Löcher in den Vorhang selbst zu reißen. — Die Hitze ist unausstehlich. Eine große runde Oeffnung in der Decke würde dieser Beschwerde abhelfen, wenn man sie nicht gleich verschlösse, so bald der Kronleuchter hinaufgezogen worden. Oeffnet man die Loge so ist der Zug unleidlich. — Von der sehr guten Opera buffa, welche hier auch gegeben wird, will ich, um nicht zu lange bey einem Gegenstande zu verweilen, an einer andern Stelle reden.

Das Theater San Carlo.

Das erste in Neapel und das größte in Europa. Ich habe es erst ein einzigesmahl gesehen, aber in seiner ganzen Pracht. Es war am Feste des Heiligen, der ihm den Nahmen geliehen. Die Königliche Familie hatte sich im größten Prunk eingefunden. Die Prinzessinnen flimmerten von Diamanten. Alle Logen waren mit geputzten Damen garnirt, welche alles, was sie nur von Brillanten hatten auftreiben können, an diesem festlichen Tage zur Schau trugen. Hier galt es gesehen zu werden und dieser höchste weibliche Genuß war hier in seiner ganzen Fülle zu erreichen; denn an der Brüstung jeder Loge prangte ein vergoldeter Wandleuchter, und auf jedem derselben flammten drey Wachsfackeln. (Ich sage mit Fleiß Fackeln, nicht Lichter.) Da nun das Haus in sechs Reihen acht und neunzig Logen zählt, so kann man sich vorstellen, daß zweyhundert vier und neunzig Wachsfackeln verbunden mit der gewöhnlichen Beleuchtung der Kronleuchter u. s. w. einen künstlichen, aber hellen Tag schufen. Vormahls waren noch obendrein die Logen von außen mit Spiegeln bekleidet; aber das soll, wie natürlich, so sehr geblendet haben, daß man jetzt, statt der Spiegel, eine einfache und geschmackvolle Mahlerey, grau in grau gewählt hat. Genien, die Blumenguirlanden hal-

ten, dazwischen Adler und Leyern, das Ganze mit niedlichen Arabesken verziert. Nur der Plafond ist bunt, viel zu bunt, und sehr mittelmäßig gemahlt. Das gewaltig große Parterre, in dem kein Unterschied sich befindet, ist in lauter Sitze mit Armlehnen abgetheilt, die fast zu breit und bequem sind, und verursachen, daß weniger Menschen Platz haben, als sonst der Fall seyn würde. Jetzt kann man, vermittelst dieser Sitze, sehr leicht berechnen, wie viel Menschen das Theater faßt; höchstens drittehalbtausend. Die allzustarke Beleuchtung würde den Decorationen Schaden gethan haben, wenn sie nicht ohnehin mittelmäßig wären. Der Vorhang ist sogar unter der Kritik, und Niemand kann errathen, was das darauf befindliche Gemählde vorstellen soll.

Daß die Königliche Familie gegenwärtig seyn werde, wird zwar nie auf der Anschlagstafel ausdrücklich verkündigt, aber Jedermann weiß es, so bald darunter steht: der Anfang ist um vier und zwanzig Uhr.

Es war eine Opera seria angekündigt, von der ich sprechen werde, sobald ich sie gesehen habe; denn da es dem ersten Tenor beliebt hatte, einige Tage vorher spazieren zu reiten, und fast den Hals zu brechen, so mußte am prächtigen Sanct Carls Feste die kleine Opera buffa aushelfen, zu großer Unzufriedenheit der Neapolitaner. Man begann das Schauspiel mit einem

prächtigen Ballet in fünf Akten, und siehe da, wiederum ein alter Bekannter, nähmlich meine Sonnenjungfrau zum Ballet umgeschaffen. Die einzige sehr allerne Veränderung bestand darin, daß man, statt Rolla, einen englischen Gesandten eingeführt, auch Alonzo zum Engländer gemacht hatte. In dem Gesandten erkannte er einen alten Freund, und der ließ englische Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen anrücken, welche das liebende Paar befreyten. Auch das Kind, welches die Sonnenjungfrau noch in ihrem Schooße trägt, hatte der Herr Ballettmeister hervorgezaubert; es war ein artiger Knabe von vier oder fünf Jahren, der durch seine rührende Pantomime großen Eindruck auf die Herzen der Zuschauer machte. — Die neapolitanischen Gardesoldaten sind vortrefflich auf dem Theater zu gebrauchen, denn am Schlusse des Ballets war ihnen ein artiger marschirender Tanz einstudirt, in welchem sie, nach einzelnen Schlägen einer Trommel, eine große Mannichfaltigkeit von Figuren, Kreuze, Cirkel, Quadrate, schiefe und grade Linien mit großer Fertigkeit bildeten. Immer schlangen sich die Tänzer und Tänzerinnen zwischen ihnen hindurch, bald hatten sie die Bajonette auf die Flinten gepflanzt, bald nahmen sie dieselben wieder ab, und die Tänzerinnen steckten ihnen Palmenzweige darauf. Die ganze Spielerey nahm sich sehr artig

aus, und die funfzig oder sechzig Mann, deren keiner unter sechs Schuh maß, in knapper englischer Uniform, gewährten dem Auge einen schönen Anblick. — Die erste Tänzerin, Signora Trabattoni, tanzt nicht übel, ist aber eine kleine, sehr dicke Person, deren ungeheurer Busen unaufhörlich quabbelt, und sie durch die Schwere aus dem Gleichgewicht zu bringen droht. Der erste Tänzer, ein windiger Franzose, Beaulieu, der den Neapolitanern weiß gemacht hat, er sey einer der erſten Pariser Operntänzer (von dem ich aber in Paris nichts vernommen habe,) ist ein ganz unbedeutender Mensch, und erhält dennoch für seine alltäglichen Sprünge — horribile dictu — sechstausend Dukaten Gehalt, sammt mehrern Emolumenten. Der Balletmeister heißt Gaetano Gioja, ist vormahls eine Zeitlang in Wien gewesen, wo seine Kunst, so viel ich weiß, auch keine Bewunderung erregt hat.

Es ist eine sonderbare, aber für den Zuschauer sehr angenehme Mode, daß man in Italien zu einer Opera seria immer zwey Ballets giebt, ein heroisches und ein komisches. Zwar begreife ich nicht, wie man das ewige Einerley dieser Pas und Sprünge nicht endlich müde wird; denn hat man in seinem Leben ein Solo tanzen sehn, so hat man für ewige Zeiten alle gesehen; aber eine gute Pantomime ist

allerdings eine frohe und geistreiche Unterhaltung. Nur Schade, daß die eigentliche Pantomime immer mehr und mehr in Verfall geräth, die Balletmeister fühlen selbst, daß sie nichts davon verstehen, sie müssen immer große Bücher drucken lassen, weil sonst Niemand weiß, was sie haben wollen; und außer den sogenannten Argumenten (so nennen sie drollig genug den Plan des Ballets) müssen sie sogar noch ihre Zuflucht zu allerley transparentem Geschreibsel auf der Bühne selbst nehmen. Ein gutgedichtetes Ballet muß verständlich seyn, ohne irgend einige Zuthat; dergleichen waren Alcina und das Waldmädchen, die vor einigen Jahren in Wien entzückten, von Trastieri, dem besten Balletmeister, den ich in dieser Hinsicht kennen lernte. — Das heutige komische Schlußballet soll gleichfalls ganz Wien entzückt haben — wenigstens behauptet solches Herr Gioja — es heißt: der Schneider-Vormund, und ist allerdings drollig, zumahl da die Begebenheit sich wirklich hier in Neapel zugetragen haben soll. Ein junger Officier liebt das schöne Mündel eines Schneiderleins, vom langfingrigen Vormund selbst zur Hausfrau erkohren. Der Offizier miethet ein Zimmer im nächsten Hause, Wand an Wand mit der Kammer seiner Schönen. Eine verborgene Thür wird practicirt, und Kleider werden davor gehangen, um sie den Augen des Eifersüchtigen

zu verſtecken. Auf dieſe Weiſe beſuchen ſich die Liebenden nach Gefallen. Eines Tages will ſich der muthwillige Jüngling den Spaß machen, ſeiner Schönen von ihrem Vormund ſelbſt das Maaß zu einem neuen Kleide nehmen zu laſſen. Er putzt ſie vorher ein wenig vornehm heraus, und läßt dann den Schneider rufen, der natürlich ſeine Mündel ſogleich erkennt, dem es aber ins Geſicht mit gehöriger Impertinenz abgeläugnet wird. Um ſich zu überzeugen, läuft er ſchnell nach Hauſe, aber noch ſchneller ſchlüpft das Mädchen wieder hinüber, und ſitzt ganz ehrbar bey dem Strickſtrumpf. Man kann denken, zu welchen drolligen Scenen dieſer ſtete Wechſel Veranlaſſung giebt. Alles kömmt dabey auf den Schneider an, der aber von einem Signor Laneri nur mittelmäßig geſpielt wurde. Es verſteht ſich, daß die Bühne der Länge nach in zwey Theile getheilt iſt, und man folglich in zwey Zimmern zugleich die Handlung vorgehen ſieht.

Das Theater San Carlo wird gewöhnlich einem Unternehmer (Impressario) überlaſſen; da aber die Künſtler und Künſtlerinnen ſo ungeheure Summen fodern und erhalten, auch noch jährlich mit ihren unverſchämten Foderungen ſteigen (wie das Beyſpiel des unbedeutenden Herrn Beaulieu beweiſt) ſo iſt es einem Unternehmer faſt nicht möglich, ohne ſeinen Schaden, das Publikum zu befriedigen. Daher ſcad ſich in

diesem Jahre auch niemand, der es zu wagen Lust hatte. Mehrere Edelleute mußten zusammen treten, und sich als Direktoren an die Spitze stellen. Etwas läßt sich doch zur Entschuldigung der Menschen beybringen, die ihre frivole Kunst weit höher anschlagen, als die ersten Staatsbeamten ihre Dienste. Es giebt nähmlich in Italien kein sicheres Engagement, keine Pension, keine Aussicht für das Alter. Werden dem Sänger seine Kehle, dem Tänzer seine Beine untreu, so ist er auch sogleich ein Bettler, wenn er die Erndtezeit nicht genutzt hat. Nicht einmahl einige Jahre hinter einander darf der italienische Künstler auf eine sichere Versorgung zählen; denn man engagirt hier nicht auf Jahre, sondern nur auf Jahrszeiten. Sind diese verstrichen, so muß der Künstler wie ein Zugvogel weiter ziehen und sein Futter suchen. Er ist also nirgends zu Hause, kann seine Wirthschaft nirgend einrichten, und braucht folglich mehr als jeder andere. Aus dieser Ursache wäre die übermäßige Bezahlung ihm allerdings zu gönnen, wenn er wirklich etwas für künftige magere Jahre zurücklegte; aber davon giebt es nur seltene Beyspiele, und gewöhnlich hört mit dem Singen und Tanzen auch das Wohlleben bey ihnen auf. — Im Theater San Carlo ist das Wohlleben auch unter den Zuschauern Sitte, und zwar während des Zuschauens. Man begnügt sich

aber nicht mit den bey uns gewöhnlichen Bufets, sondern in den Corridors, jeder Logenthür gegenüber, ist ein Klapptisch an der Wand angebracht, der aufgeschlagen, und von den Bedienten der in der Loge befindlichen Herrschaft mit Confect und allerley Erfrischungen besetzt wird. Der Hitze wegen stehen alle Logenthüren offen, und es wird fleißig zugelangt.

Die Straße, in welcher das Theater San Carlo liegt, ist nicht allein breit, sondern auch der große Largo di Castello so nahe, daß die Wagen sich bequem stellen können, und die Fußgänger den schmählichen Tod des Räderns nicht zu befürchten haben.

3.

Der Historienmahler Schmidt.

Er ist ein Pensionär von Hessen-Darmstadt, und man versichert, er sey einer der besten, wohl gar der beste Geschichtsmahler in Neapel. Wenn das ist, so bedaure ich die Kunst, denn, Herr Schmidt mahlt nicht übel, aber der lebendige Athem des Genies ist seinen Werken nicht eingehaucht. Zwar, eine schlafende Venus, die für sein Meisterstück gehalten wird, ist allerdings lieblich und von warmen Colorit — (die Verkürzungen wage ich nicht zu beurtheilen) — aber

der Amor, der daneben steht, ist ein altkluger Junge, der aussieht, als wollte er zu seiner Mutter sagen: es ist nicht gesund so lange zu schlafen. Dann hat ihm der Mahler ein paar Flügel angesetzt, die ein Jagdkundiger in Versuchung geräth für Habichtsflügel zu halten. Ich machts Herrn Schmidt diese Bemerkung, allein er behauptete, es wären Hühnerflügel, er habe sie nach der Natur gemahlt. Ich meine, Amor sollte weder mit Habichts- noch mit Hühnerflügeln herumflattern.

Ein zweytes Gemählde, auf das sich der Künstler viel zu gute thut, ist Simson, ruhend vom Kampfe mit den Philistern, dem Delila eine Schaale zur Erquickung reicht. Er könnte das Bild eben so gut für einen jungen Herkules, und die Dirne für Dejaniren ausgeben, ja, die Handlung ist so alltäglich, daß sie noch auf unzählige Helden des Alterthums passen würde. Doch nein, Herr Schmidt hat geistreich dafür gesorgt, daß ein fleißiger Bibelleser den Simson erkenne, denn zu seinen Füßen liegt der berühmte Eselskinnbacken, die mahlerische Waffe des tapfern Jünglings. Es giebt wohl schwerlich einen erbärmlichern Gegenstand für die Kunst, und wenn einmahl ein Unchrist dieses Gemählde betrachtet, muß er nicht glauben, der schöne junge Mann stehe mit seiner Geliebten auf einem Schindanger? — Würde man einem

Tonkünstler verzeihen, der, um Hirtenmusik zu schildern, ein Kuhhorn ertönen ließ? — Der Held, der nicht mit dem Schwerdte focht, bleibe lieber ungemahlt; denn wenn die Einbildungskraft des Beschauers statt der Schwerdtstreiche Ohrfeigen sieht, so wird ihn selbst Raphaels Pinsel in keine erhabene Stimmung versetzen.

Herr Schmidt findet das nicht, und scheint überhaupt seinen eigenen Werth lebhaft zu fühlen; denn er zeigt noch ein drittes unvollendetes Gemählde, die Sabinerinnen, welche sich mit ihren Kindern zwischen die kämpfenden Römer und Sabiner stürzen. Es ist dumm und kalt wie eine gefrorne Fensterscheibe. Ich warf die Bemerkung hin, daß ich vor kurzem denselben Gegenstand in Paris von David behandelt gesehen. Da meinte Herr Schmidt, Davids Composition sey fehlerhaft, denn er habe die beyden Könige, Romulus und Tatius, zu Fuße gegeneinander gestellt; da doch aus dem Livius und Plutarch erhelle, daß sie zu Pferde geworfen. Nun muß ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, seine Könige sitzen wirklich zu Pferde; Romulus sieht aus, als wollte er spazieren reiten, und den Leuten befehlen ihm Platz zu machen; Tatius schneidet ein Jammergesicht. O großer David! fürchte nicht, daß ich mich so sehr vergessen werde, eine Parallele zu ziehen. — Alles

übrige abgerechnet, hat der Herr Schmidt noch den unverzeihlichen Fehler begangen, das Interesse zu theilen; denn bey ihm sieht man nicht bloß die ängstlichen, um Frieden flehenden Weiber, man sieht auch solche, die ihre erschlagenen Gatten auf der Wahlstatt finden, und ihren Tod beweinen. Noch obendrein sind es Hauptfiguren. — Nebenwerk ist freylich nur die Verzierung des Hintergrundes; aber ein Mann, der sich so keck auf Livius und Plutarch beruft, hätte wissen sollen, daß zur Zeit des Sabinerraubs, Rom nicht mit diesen herrlichen Tempeln und Säulengängen von allen fünf Ordnungen prangte. Die ersten Tempel waren verzweifelt klein und unansehnlich.

Landschaften sind nun vollends nicht Herrn Schmidts Stärke. Eine Nacht, welche Jasons Flucht mit Medeen darstellt, ist weniger als mittelmäßig, obgleich der Künstler mit wahrer Vaterliebe davon spricht.

4.

Rega.

So heißt ein vortrefflicher Steinschneider, ein würdiger Nebenbuhler Pichlers, der vorzüglichste, den vielleicht Europa jetzt aufzuweisen hat. Ich habe Pasten bey ihm gesehen, die einen Win-

kelmann täuschen könnten. Er schneidet auch Portraits, und man kann sich von ihm, um den mäßigen Preis von funfzig Unzen (etwas mehr als funfzig Dukaten) verewigen lassen. Die berühmte Lady Hamilton habe ich zweymahl bey ihm gesehen; auch das Portrait des Landschafts-Mahlers Hackert. Beyde lassen nichts zu wünschen übrig. Sein Vorrath von Köpfen in antikem Styl ist ansehnlich, und der Anblick eines Jeden derselben, zaubert in die schönsten Zeiten der Griechischen Kunst zurück. — Ist man so glücklich auch seiner Gattin vorgestellt zu werden, und von ihrer Bescheidenheit zu erlangen, daß sie ein paar Sonaten auf der Harfe spiele, so hat man gewiß einige der angenehmsten Stunden in Neapel zugebracht; denn sie ist ihrer Kunst fast eben so Meisterin als ihr Gatte der seinigen.

5.

Der Ritter Calcagni.

Es wäre schlimm, wenn jeder Mensch nur einen einzigen Zweck hätte, den er unablässig verfolgte, ohne weder links noch rechts zu schauen. Zwar würden dann die verschiedenen Zwecke weit vollkommener erreicht werden, weil der Baum besser gedeiht, wenn sein Saft nur eine Krone, als wenn er hundert Zweige zu ernähren hat;

aber wo fände man alsdann Menschen, welche das errungene Ziel angafften? bewunderten? die Resultate der Bemühungen in ihren Nutzen verwendeten! Wir sind ohnehin einseitig genug; lebte vollends Jeder von uns nur einem einzigen Zwecke, so würde er für alles übrige eine unausstehliche Apathie empfinden, das ganze Menschengeschlecht würde sich in lauter Secten theilen, deren Jede die andere verachten und verhöhnen würde. Es ist daher recht gut, daß es Blumen giebt, die nichts weiter zu werden streben, als schöne, vollkommene Blumen; es ist aber auch recht gut, daß es Bienen giebt, die von einer Blume zur andern gaukeln, ihre Rüssel und Höschen füllen, und uns endlich das liefern, was die Blumen nicht liefern können — Honig. — Jedem Verdienste Gerechtigkeit, und mit Freuden zolle ich sie den Verdiensten des wackern Ritters Calcagni. Er ist aus Palermo gebürtig, und seine einzige Beschäftigung, an der er mit ganzer Seele hängt, ist das Sammeln der alten Münzen seines Vaterlandes, Sicilien Die Sammlung, welche er bereits besitzt, ist auserlesen, und vielleicht einzig, ohne gerade sehr zahlreich zu seyn. Alle seine Münzen sind vortrefflich erhalten, und eine große Anzahl derselben kann an Schönheit und Vollendung mit den besten Cameen wetteifern. Es versteht sich, daß er als Philosoph sammelt, daß er seine dem An-

schein nach trockenen Kenntnisse fruchtbar zu machen sucht, daß er die Geschichte bereichert und manchen Nebel der Vorwelt zerstreut. Ein Werk, an welchem er mehrere Jahre arbeitete, ist in diesem Augenblicke unter der Presse, und wird durch manche neue Entdeckung die Numismatiker und Geschichtsforscher in Erstaunen setzen. Ich will versuchen, ein paar Beyspiele zu liefern.

Plautus in seinen Lustspielen, erwähnt zweyer Könige von Syracus, die er Fintias und Liparo nennt. Nur der Dichter, nicht der Geschichtschreiber hat ihre Nahmen aufbewahrt, und weil die Geschichtschreiber gewöhnlich etwas vornehm auf die Dichter herabsehen, so hat man es dem ehrlichen Plautus nicht auf sein Wort glauben wollen, daß diese Könige wirklich existirt haben; ja, eine hochweise Akademie zu Paris soll sogar einmahl in einem sehr gelehrten Memoire bewiesen haben, das sey bloß ein Scherz des Lustspieldichters gewesen. Zwar kannte man schon einige Münzen von Fintias, aber man hielt ihn für einen Herrn von Agrigent, und vom König Liparo glaubte man vollends gar keine Spur mehr zu finden. Nun beweist aber Calcagni durch mehrere von ihm entdeckte Münzen, daß Plautus kein Lügner, und Fintias wirklich König von Syracus war; denn erstens gab man den Herrn von Agrigent nie den Titel Basileus (König); zweytens tragen

seine

seine Münzen das Bild der Diana Conservatrix, welche, unter diesem Titel, bloß von den Syracusanern verehrt wurde. Dem armen Liparo ist es noch wunderlicher ergangen. Calcagni hat entdeckt, daß man allerdings Münzen von ihm besitzt, aber daß man bis jetzt, durch die Aehnlichkeit des Nahmens verleitet, glaubte, sie stammen von den Liparischen Inseln her. So sind also zwey Könige — die freylich besser gethan hätten, sich durch Thaten zu verewigen — wenigstens dem Nahmen nach wieder in ihre Rechte eingesetzt worden, und — ich darf ja wohl mit einigem Stolz hinzufügen, einem Schauspiel-Dichter gebührt das erste Lob, sie der Vergessenheit entrissen zu haben.

Vom Segest, der Segesta gründete, besitzt Calcagni eine merkwürdige Münze mit Punischer oder Phönicischer Inschrift, alle folgende tragen Griechische Buchstaben. Das beweist, daß die Punische Sprache, im Anfang von Segests Herrschaft, in Sicilien noch üblich war, bald aber nach und nach erlosch. — Mehrere Münzen, von dem abscheulichen Tyrannen Agathocles, tragen die Spuren des unauslöschlichen Richterspruchs der Nachwelt. Kaum war er todt, als das Volk eilte, sein Andenken so viel möglich auszurotten. Seine Münzen trugen auf einer Seite das Bild der Diana, das Volk verwandelte es in einen Jupitor im-

herbis; auf der andern den Donnerkeil, das Volk prägte seinen Adler, das Sinnbild der Syracusanischen Freyheit darüber, und das geschah mit solcher Hastigkeit, daß noch jetzt, auf vielen dieser Münzen, die Spuren des Dianenkopfs und des Donnerkeils deutlich zu sehen sind.

Von den Münzen, auf welche die Syracusaner das Bild ihrer Schutzpatrokin, der Nymphe Arethusa prägten, besitzt Calcagni eine große Anzahl, und es ist äußerst merkwürdig, daß man, in der Darstellung ihres Kopfputzes, sich immer nach der eben herrschenden Mode gerichtet hat. Ihr Haar ist auf unendlich verschiedene Weise geschmückt, und die oft sonderbaren Moden scheinen deutlich zu beweisen, daß sie nicht in der Phantasie des Künstlers ihren Ursprung nahmen. Diese Münzen können für das älteste Modenjournal auf den Erdboden gelten. — Oft glaubt man, bey Betrachtung der alten Sicilianischen Münzen, sich plötzlich in christliche Zeiten versetzt, wenn man das Kreuz in mancherley Gestalten gewahr wird; dieses Kreuz ist aber Egyptischen Ursprungs — und soll bey den Egyptern ein Sinnbild der Unsterblichkeit gewesen seyn. Daher muß man auch alte Grabsteine nicht gleich für christlich halten, wenn man ein Kreuz darauf erblickt. Viele, die dieses Zeichen tragen, standen unbezweifelt auf heidnischen Gräbern. — Mit vielem Scharfsinn sucht Calcagni

zu beweisen, daß einige Goldmünzen, vom König Geron oder Hieron, in dem Pariser Kabinet, verfälscht sind; ich glaube aber fast, die Liebe zu seiner eigenen Sammlung führt ihn hier ein wenig zu weit. Er selbst nähmlich besitzt die Münzen von Geron sehr vollständig, vom Jünglings- bis zum Greisen-Alter; denn Geron regierte über funfzig Jahre, und sein zunehmendes Alter ist in den Köpfen sehr deutlich zu erkennen. Nun trifft die Größe und das Gepräge der Pariser Goldmünzen gerade vollkommen mit der Größe und dem Gepräge einiger seiner Kupfermünzen überein, und er setzt daher als gewiß voraus, daß jene nach diesen geformt wurden. Mich deucht, das folge noch nicht. Geron kann ja in funfzig Jahren wohl einmahl eine Goldmünze haben prägen lassen, die diesen Kupfermünzen ähnlich war. Von alle dem scheint mir also nichts gewiß, als daß Calcagni keine Goldmünze von Geron besitzt. — Vielleicht ist dieser Artikel für manchen Leser schon viel zu lang; ich will also nur noch das redliche Zeugniß hinzufügen, daß Ritter Calcagni der höflichste, gastfreundlichste Mann ist, dessen Charakter eben so große Hochachtung verdient, als seine Kenntnisse.

6.

Der Erzbischof von Tarent.

Ein liebenswürdiger, humaner Mann, mit einer geistreichen Physiognomie. Er besitzt viele, schöne Gemählde und eine Sammlung von Etruscischen Vasen, die von großem Werth seyn soll. Ich bekenne, daß ich dieser Liebhaberey durchaus keinen Geschmack abgewinnen kann. Man mag mir noch so viele dergleichen alte Gefäße vor Augen stellen, und von der Schönheit ihrer Zeichnungen schwatzen, so viel man Lust hat, ich sehe doch immer nichts als unscheinbare zerbrochene Töpfe, mit steifen Karricaturen, die mir noch obendrein oft sehr verzeichnet vorkommen; denn man glaube doch ja nicht, daß sie wirklich so aussehen, wie Winkelmann und Hamilton sie haben in Kupfer stechen lassen. Sie gleichen diesen Kupferstichen eben so wenig, als häßliche Prinzessinnen ihren Miniaturgemählden, die man an auswärtige Prinzen schickt, um das Original an den Mann zu bringen. Ich habe hie und da, z. B. bey Herrn Heigelein, nachgemachte Etruscische Vasen gesehen, mit allerliebsten Gemählden, die ich ohne Bedenken den antiken vorgezogen hätte, aber freylich bin ich nur ein Laye, der den Werth einer antiken Töpferschmiererey nicht zu schätzen weiß. Immer muß ich diejenigen mit offenem Maule an-

ſtaunen, welche, vor einem ſolchen Topfe ſtehend, in Extaſe gerathen, und mit den Augen ihres Geiſtes Vortrefflichkeiten gewahr werden, welche mir blinden Sterblichen verborgen bleiben. Ich meine doch zuweilen, Winkelmann, Hamilton und wie die großen Männer alle heißen, haben die Welt und ſich ſelbſt manchmahl zum Beſten gehabt. Von einer zu Nola befindlichen Sammlung wird außerordentlich viel Rühmens gemacht. Ich habe ſie nicht ſehen mögen. Nächſtens wird ſie, prächtig in Kupfer geſtochen, erſcheinen, mehrere Blätter ſind ſchon fertig. Vermuthlich wird man auch da wieder die Welt mit ſchönen Zeichnungen bethören, deren Originale ganz anders ausſehen. Nie ſind die Menſchen erfinderiſcher, als wenn ihnen daran liegt, Werth zu geben oder abzuſprechen. — Am meiſten thut ſich der Erzbiſchof von Tarent auf ſeine Münzſammlung zu gute, und ſie iſt in der That in mancher Rückſicht einzig. Von Tarent allein beſitzt er deren über zweytauſend. Man glaubte vormahls, es gebe unter den Tarentiniſchen Münzen kaum zwey oder drey in Bronze, bey ihm findet man deren über vierzig. Die Goldmünzen ſind beſonders ſchön. Ehedem wurde von jeder Münze, auf der man eine Eule fand, flugs entſchieden, ſie habe Athen angehört; der Erzbiſchof zeigt aber viele unlengbar Tarentiniſche Münzen mit Eulen. — Zuweilen ſpielt ihm die

Einbildungskraft, (wie es bey jeder antiken Liebhaberey zu gehen pflegt) einen Streich. Da hat er zum Beyspiel einen alten Pfennig, auf dem ein Mensch zu Pferde sitzt, im weiten Mantel, die Hand vorwärts gestreckt; hinter ihm erblickt man ein Ding, welches sich allenfalls wohl für eine Mütze ausgeben läßt. Was macht nun der gute Erzbischof daraus? — Diese Münze soll die Vertreibung der Sklavensöhne andeuten, welche die griechischen Helden vor Troja nach ihrer Rückkunft zu Hause fanden. Die Noth vereinte diese Jünglinge, sie zogen in die weite Welt, um ihr Unterkommen zu suchen, zum Sinnbild ihrer Fahnen wählten sie eine Mütze. Auf diesen Auszug nun sey obige Münze geschlagen worden; die vorgestreckte Hand bedeute das Reisen in die Ferne; der flatternde Mantel (welcher aber nicht flattert) zeige das nähmliche an; das Sinnbild der Mütze mache vollends alles klar. Der wackere Erzbischof hat sich wohl nie die Frage aufgeworfen: wer diese Münze denn geschlagen haben möchte? Die Griechen selbst, um ihre eigene Schande zu verewigen? oder die Jünglinge, die nackt und bloß davon gejagt wurden, und schwerlich einen Apparat um Münzen zu schlagen mit sich nehmen konnten? — Eben so wenig möchte ich verbürgen, daß eine große viereckte Kupferplatte, auf welcher ein Elephant befindlich, ein ex voto sey, welches die Römer nach

der gegen Pyrrhus verlohrnen Schlacht verfertigen lassen, weil sie damahls die Elephanten zum ersten Mahl kennen lernten. Doch sind alle diese Zweifel mir erst aufgestoßen, nachdem ich den liebenswürdigen Erzbischof verlassen hatte; denn so lange man ihn selbst reden hört, glaubt man Alles.

7.

Der Landschaftsmahler Denis.

So wenig Sinn mir auch der Himmel für Landschaftsmahlerey verliehen, so muß ich doch Denis bewundern, denn das Vortreffliche jeder Gattung erwärmt mein Herz. Bey dem französischen Gesandten Alquier — einem liebenswürdigen und sehr unterrichteten Manne — sah ich die erste Landschaft von Denis, und sie bestimmte mich, ihn in seinem Atelier zu besuchen. Hier vollendete er so eben ein entzückendes Bild! nie haben Poussin oder Hackert so auf mich gewirkt. Poussin ist so glücklich todt zu seyn, daher wird man ihn vor der Hand wohl noch eine Weile hoch über Denis setzen; ist aber auch Denis einst in das Reich der Schatten gewandelt, so werden ihm dort die Musen und hier die Menschen wahrscheinlich die Oberstelle anweisen. Man sagt, seine größte Stärke bestehe im Hintergrun-

de, sein Vorgrund sey nicht fehlerfrey (so wie bey Hackert gerade das Gegentheil Statt finden soll); man wirft ihm vor, er wähle und mahle zwar italienische Gegenden, aber das Vieh, mit welchem er diese Gegenden belebe, sey niederländisch; und was dergleichen Kritteleyen mehr sind, die ich nicht nachschreiben mag. Vielleicht hat sein Bild auch deshalb einen so starken Eindruck auf mich gemacht, weil es nicht blos Landschaft ist, sondern in derselben eine interessante Begebenheit historisch darstellt. Der Blitz hat eine Bauernhütte entzündet, sie steht in Flammen. Die Bäurin flieht, mit ihrem Säugling auf den Armen. Der Bauer sucht sein Pferd heraus zu ziehen, welches sich, nach Art aller Thiere bey Feuersbrünsten, heftig widersetzt, hinten ausschlägt, und ein anderes Kind zu Boden geworfen hat. Das Hornvieh ist aber schon vorher aus der Hütte getrieben worden, und läuft hier und dort brüllend in der Irre umher. Ein Stier rennt nach der Brücke zu, die über einen Bach führt, aber der treue Hund, auch jetzt nur seiner Pflicht gedenkend, widersetzt sich ihm. Die grauen Felsen rechter Hand, an welchen der Bach herabströmt, sind außerordentlich schön. Das Bild ist für den General Soult bestimmt, und wird einen freundlichen Pendant erhalten. — Hier sah ich ferner eine sehr getreue Abbildung von

dem dießjährigen Ausbruch des Vesuvs, auch mehrere Studien desselben Gegenstand betreffend. Eine von Denis besten Landschaften, dem General Acton zugehörig, stand leider schon eingepackt, um nach Sicilien geschafft zu werden; der Mahler hatte aber Gründe zu vermuthen, daß dieser Transport wohl noch sehr lange möchte aufgeschoben werden, und war willens sie wieder auszupacken. Er ist mit Bestellungen so überhäuft, besonders aus Rußland, daß man selten etwas Fertiges bey ihm findet; denn kaum hat er den letzten Pinselstrich gemacht, so wird das Gemählde auch schon gierig abgeholt, gleich als fürchte man, es werde von einem Fremden ihm abgeschwätzt werden. Dabey ist zu bemerken, daß seine Kunst nicht nach Brod geht, denn er läßt sich die ungeheure Summe von achtzehn hundert bis zwey tausend neapolitanischen Dukaten (etwa drey tausend Thaler) für eine einzige Landschaft bezahlen. — Wer die schönsten Landschaften in Neapel, von den drey größten Meistern, Denis, Hackert und Reinhart, beysammen sehen will, der muß den wackern Banquier Heigelin besuchen. Wer aber auch kein Liebhaber von Landschaften ist, wird dennoch wohl thun, sich eine Adresse an diesen Mann zu verschaffen, weil er da einen biedern, immer heitern Greis und eine sehr liebenswürdige Familie findet.

8.

Die Catacomben.

Der Eingang zu dieser Bibliothek des Todes ist bey einer kleinen Kirche des heil. Januarius, die in einem sehr entfernten Theile der Stadt liegt. Wie eine Bibliothek sind mir die Catacomben in der That vorgekommen, denn die Menschen, die einst Schriftzüge von der Hand Gottes wären, werden hier in Repositorien aufbewahret, um sie einst am jüngsten Tage wieder aufzuschlagen und nachzulesen. Diese Wohnungen der Unterwelt recht anschaulich zu beschreiben, ist schwer, doch will ichs versuchen. Eine weite Höhle gähnt dich an; mit lodernder Fackel steigst du hinein. Man zeigt dir einen Altar, in dem einst der Körper des heil. Januarius verschlossen war, und hinter dem Altar einen eingemauerten Stuhl, von dem herab die Prediger den ersten Christen geprediget haben sollen. Dgs will ich nun zwar nicht verbürgen, aber so viel scheint gewiß, daß dieser Stuhl sehr alt ist, und daß man ihn nicht umsonst in die Mauer befestigt hat. Wozu hätte er aber wohl dienen können? Sicher hat ein Mensch darauf gesessen; und dieser Mensch hat schwerlich den seltsamen Geschmack gehabt, hier ganz allein zu sitzen, gewiß war er von vielen Menschen umringt, zu welchen er sitzend redete, wie ein Vater zu seinen Kindern.

Der Ort ist auch gar nicht feucht oder sonst mit übler Luft angefüllt, oder sehr dunkel, denn der weite Eingang der Höhle ist unverschlossen, und scheint auch nie verschlossen gewesen zu seyn. Ich glaube daher zwar nicht, daß die ersten Christen hier gerade geheime Zusammenkünfte gehalten; aber die armen Leute hatten kein Geld, schöne Kirchen zu bauen, sie fanden hier eine fertig, ihren damahligen Bedürfnissen angemessen, und bedienten sich ihrer. Vielleicht wurde auch nur bey Begrabung der Todten hier zuvor Gottesdienst gehalten, und dann die Leiche linker Hand in die Gruft getragen. Ich nehme einen Augenblick diese Vorstellung als wahr an, ich sehe sie im Geist. Die Bahre, auf welcher der Todte ohne Sarg ruht, steht vor dem Stuhle des alten Mannes, der vormahls noch nicht Bischof hieß; er segnet den Todten ein, die Umstehenden beten leise. Jetzt heben Träger die Bahre, Fackeln wallen voran, die dunkle Höhle seitwärts verschlingt den ganzen Zug. Doch so wie die Fackeln den Vorplatz erleuchten, werden geräumige Straßen dieser unterirdischen Todesstadt sichtbar: sie sind von Felsen überwölbt, erstrecken sich von allen Seiten, hoch und breit genug, um des Zuges Ordnung nicht zu stören. Er wählt eine Straße, bewegt sich vorwärts, und immer länger scheint die Straße zu werden, immer dunkler brennen die Fackeln, du glaubst von Ferne Irr-

Nichter häufen zu sehen. An beyden Seiten begrüßt das Licht den still bewohnten Felsen, denn links und rechts sind Betten für die Schlafenden hineingehauen, schmal und niedrig, wie die Schlafstätte in eines Seemanns Kajüte. Reihenweise, gleich den Zellen einer Biene, sind die kleinen Kammern in den Felsen gehauen, kleinere für die Kinder, etwas geräumigere für Erwachsene, gleichviel ob in der untern Schicht der reiche Prasser und über ihm der Bettler liege. Meilenweit wandelt der Zug zwischen diesen stummen Bewohnern, ein Plätzchen suchend für den neuen Ankömmling. Endlich — siehe, ein frisch gemachtes Bett, dahinein legen sie ihn, da schlummert er ruhig, vielleicht neben seinem Todfeinde; ein Stein wird vor die Oeffnung gesetzt mit seines Nahmens Inschrift, und dann verlassen ihn die Lebenden, denn schon brennen die Fackeln zu Ende; mit ängstlicher Vorsicht suchen sie den Rückweg, denn wenn ein Seitengang sie irre leitet, wenn die Fackeln verlöschen, so hört kein Sterblicher über ihnen ihre Hülfe rufende Stimme; stets tiefer verlieren sie sich im Labyrinth des Todes, tappen verzweifelnd von Grabe zu Grabe, bis sie endlich halb erstickt, halb verhungert, ihr eigenes Grab mit den Nägeln scharren.

Man halte diese Schilderung nicht etwa für poetische Uebertreibung. Schon mancher Neugierige fand hier seinen Tod, weil er sich zu tief

hinein wagte, oder weil die Fackel ihm verlosch. Denn ohne Ordnung sind die Gänge in den Felsen gegraben, ein Spiel des Zufalls oder der Laune scheinen sie zu seyn. Drey unterirdische Stockwerke erheben sich übereinander, auf zahllosen Pfeilern ruhen die Gewölbe, bald steigt man unvermerkt in das obere hinauf, bald muß man sich hüten durch Spalten in das untere hinab zu sinken, das durch Erdbeben zum Theil verschüttet worden. So kann, wer Lust hat, mehrere Meilen forttappen, ja einige wollen, diese Unterwelt erstrecke sich bis Puzzuoli. Die zahllosen Todtenlager sind zum Theil leer, oder auch großentheils noch mit Schädeln und Knochen angefüllt. Ob es christliche Märtyrer? ob es Heiden waren? oder ob man vor ein paar hundert Jahren die Menschen, die an der Pest starben, hieher warf, sind gleichgültige Fragen für mich. Meine beyden Führer glaubten das erstere mit frommer Zuversicht. Bey meiner Abreise aus Deutschland hatte ich einem Freunde versprochen, ihm einen Knochen aus den Catacomben mitzubringen, ich erinnerte mich jetzt dieses Versprechens, und bat mir einen aus. Der Cicerone war bald willig dazu, aber der Fackelträger, ein kleiner alter Mann, widersetzte sich sehr ernstlich. Der Cicerone, der eine gute Belohnung hoffte, suchte ihn durch die Vermuthung zu beruhigen, daß ich dieses Verlangen bloß per divozione

(aus Frömmigkeit) äußere; ich bestätigte seine Worte sogleich, und der kleine alte Fackelträger gab endlich nach, trat in eine Gruft, wählte lange, verwarf wieder, alle schienen ihm zu groß, zu wichtig. Endlich ergriff er ein Knöchlein, und habe ich recht bemerkt, so küßte er es zuvor, ehe er es in meine Hände gab. Ich mußte versprechen, ja keinem Neapolitaner von diesem heiligen Raube etwas zu offenbaren; ich that es, und mit meiner morschen Beute zufrieden, suchte ich je eher je lieber das Land der Lebendigen wieder zu erreichen. — Mit den verschiedenen Vermuthungen, über die Entstehung der Catacomben, will ich den Leser nicht ermüden. Ich müßte sie doch nur aus andern Büchern abschreiben, die in Jedermanns Händen sind. Da die natürlichsten Auslegungen mir immer die liebsten bleiben, so schlage ich mich auf die Seite derer, welche vermuthen, daß hier Anfangs Steine und Puzzola Erde zum Bauen aus dem Berge genommen worden; daß so die Höhle und Gänge eigentlich entstanden, bis man sich endlich so tief hineingegraben, daß das Herausschaffen der Baumaterialien allzu beschwerlich wurde, und man bequemere Stellen aufsuchen mußte. Nun kam irgend Jemand auf den gescheiten Einfall, die Menschen, die sich ihre Wohnungen da herauf geholt hatten, nach ihrem Tode wieder hinunter zu senden, um die leeren Räume auszufüllen.

Der Gedanke fand Beyfall, und wurde, erwiesenermaßen, schon in heidnischen Zeiten ausgeführt, wie Tausende von gefundenen Inschriften und Thränengefäßen bezeugen.

9.

Die Theater zu Neapel.

Ich habe schon Anfangs einige Worte über diesen Gegenstand gesprochen, und komme jetzt, kurz vor meiner Abreise, noch einmahl darauf zurück. Ein Deutscher, der seine Winterabende hier im Theater angenehm zuzubringen hofft, der irrt sehr, es wäre denn, daß er einen ganz italienischen Geschmack hätte. In der Regel aber haben die Deutschen noch immer die altväterische Gewohnheit, ins Theater zu gehen, um das Schauspiel oder die Oper mit anzuhören, daher mögen sie denn auch nicht, drey Monath hintereinander, Tag für Tag, die nähmliche Oper sehen und hören, und hätte sie auch die heilige Cäcilie selbst componirt. Den Italienern gilt das gleichviel, denn sie kommen bloß um zu plaudern, höchstens beehren sie dieses oder jenes Terzett oder Quartett mit ihrer Aufmerksamkeit. Wenn ein solches beliebtes Musikstück angeht, wird es plötzlich still, wie die Gänse einen Augenblick still werden, wenn ein Schuß geschieht, hinterdrein aber desto ärger anfangen zu schnattern.

Im recitirenden Schauspiel hat auch dann und wann eine Scene den Ruhm, sie zum Schweigen zu bringen, es muß aber auf dem Theater geschrieen werden, sonst geht die Scene oft unbemerkt vorüber. Das Theater Fiorentini ist das einzige, welches Dramen und Lustspiele, in der Fasten auch Trauerspiele giebt. Es ist eine recht brave Truppe, die nur das deutsche Unglück hat, eine Directrice zu besitzen, die trotz ihrer reifen Jahre und ausgeflossenen Gestalt, noch immer alle erste Liebhaberinnen spielt. Ist die Rolle ihr allzujung, so unterdrückt sie lieber das Stück, wie sie es z. E. mit meinem Bruderzwist machte, der im vorigen Jahre dem hiesigen Publikum sehr gefallen hatte. Ich schlug ihr zu dieser Rolle ein artiges junges Mädchen vor, das mir viel Talent zu haben schien; aber die eintönige und manierirte Signora Lanzetti fand einen solchen Eingriff in ihr Fach zu gefährlich. Der alte Pinotti hat in allen Rollen, die ich von ihm gesehen habe (und deren sind nicht wenige), mein erstes Urtheil über ihn bestätigt. Er ist ein vortrefflicher Schauspieler, den ich zuweilen mit Iffland, zuweilen auch mit Eckhof vergleichen möchte. Er wird von den meisten Männern recht brav unterstützt. Sie führen wenig Originale auf, aus der simplen Ursache, weil sie keine haben. Ihr Albergati, Federici, Sografi, Rossi, sind lauter Männer von sehr mit-

mittelmäßigen Talenten, und armer Einbildungskraft. Die Handlungen, welche sie darstellen, sind romanhaft aber nicht romantisch, selten motivirt, die Charaktere mit unsicherer Hand gezeichnet. Takt für das Schickliche fehlt ihnen oft ganz. Da giebt es z. B. ein Stück: der Chirurgus von Aquisgrana. Der seiner Kunst ergebene Chirurgus hat den Körper eines Geräderten sich zu verschaffen gewußt, um ihn zu anatomiren; als er aber anfangen will, findet er noch Leben in dem Leichnam, und heilt den armen Sünder glücklich. Daraus sind nun fünf Akte gedrechselt worden, in welchen der Geräderte beständig vor den Augen des Publikums herumwandelt. — Die nähmliche Idee hat auch den Herrn Sograf bey seiner Donzella d'Oxford begeistert. Das arme Mädchen wird eines Diebstahls beschuldigt, ins Gefängniß geworfen, und soll gehängt werden. Glücklicherweise ist ein Studiosus Medicinae ihr Liebhaber, er bringt ihr einen Schlaftrunk bey, sie wird für todt gehalten, und, als eine Verbrecherin, dem anatomischen Theater der Universität abgeliefert. Da sehen wir sie nun liegen, die Instrumente zum Anatomiren neben ihr; die Studenten finden sich ein, um der Section beyzuwohnen, und siehe da, die Schlummernde erwacht in den Armen ihres Liebhabers. Ist das nicht rührend? — Selbst die Dama prudente scheint mir, ein paar gut

Einfälle ausgenommen, ein sehr mittelmäßiges Werk, ob ich gleich hinterdrein zu meinem Erstaunen erfuhr, daß es von Goldoni sey. Die ganze Klugheit der Dame besteht darin, daß sie ihren Mann entsetzlich belügt, und — obwohl in allen Ehren — zu ihrem Liebhaber ins Gefängniß schleicht, um ihren Gatten von seiner Eifersucht zu kuriren. — Meistentheils werden Uebersetzungen gegeben, und zwar habe ich deren aus allen Sprachen gesehen. Einiger Kleinigkeiten von Duval, aus dem Französischen, habe ich bereits erwähnt. Außerdem sah ich noch die Schottländerin von Voltaire, und die beyden Grenadiere, eine Farce, in welcher Brünet auf dem Theater Montansier die Pariser belustigt. Der Kesselflicker aus dem Spanischen ist ein Triumph des braven Pinotti. Ein Stück aus dem Englischen wird jetzt einstudirt. Vom Opfertod, aus dem Deutschen, habe ich bereits Rechenschaft gegeben. Auch Menschenhaß und Reue sah ich, wenigstens den ersten Akt, denn man hatte es dergestalt mißhandelt, daß es mir unmöglich war, länger auszuhalten. Den Peter hatte man weggestrichen, statt seiner aber den Greis mit einer Tochter versehen, die bey Meinau (der hier ein Einsiedler ist) betteln muß. Nachdem Meinau dem Greise den Beutel in die Hand gedrückt hat, läuft er nicht etwa davon, wie der Menschenscheue, der wider seinen

Willen Gutes thut; nein, er bleibt stehen, duldet, daß der Alte ihm knieend dankt, duldet, daß sein Bedienter, der ihn belauscht, ihm die Hände dafür küßt, und erklärt in einer langen philosophischen Rede: warum er das Geld gegeben? — Das Stück soll durch und durch auf diese Weise verbaalhornistrt worden seyn. Der Graf z. E. erscheint nicht früher, als bis ihn Reinau geretet hat, Notabene, nicht aus dem Wasser, sondern von wilden Pferden, die mit ihm durchgingen. Doch ich meyne, der Leser habe an diesem Pröbchen schon genug.

Die Opera Buffa im Theater Fiorentini, welche mit dem recitirenden Schauspiel abwechselt, ist fast noch besser besetzt als dieses. Signora Millar, die Prima Donna, ist zwar ein wenig zu corpulent, aber auf diesem fleischigten Körper, über diesem allzureich begabten Busen, erhebt sich ein allerliebster Kopf, und aus dem allerliebsten Kopfe tönt eine herrliche Stimme. Pellegrini singt den schönsten Baritono, den ich in meinem Leben gehört habe. Casaccio ist ein guter Buffo, den die Natur mit einer drolligen Physiognomie ausgestattet hat. Bianchi, ein braver Tenor, soll vormahls noch besser gewesen seyn, in London aber durch Krankheiten die Stärke seiner Stimme verlohren haben. Die Oper, welche leider unaufhörlich gegeben wurde, hieß l'Equivoco delle spose (die Verwechslung der Bräute) und glich

dem unter uns bekannten Lustspiele: die Irrthümer einer Nacht, nur daß, wie sichs gebührt, weit weniger Sinn und Verstand darinnen war. Die Musik, von dem Sohne des berühmten Guglielmi, ist recht gut, sinkt jedoch gegen das Ende. — Die Opera Seria im Theater San Carlo habe ich nun auch gelesen und gehört. Die Verwegenheit, nach Gluck eine Iphigenia in Aulis zu componiren, hat der Verfasser schmerzhaft gebüßt. Er heißt Vittorio Trento, und man rühmt seine Musik als gelehrt. Ich glaube das wohl, denn sie ist langweilig, wie alles Gelehrte. Die Prima Donna, Signora Perotti, ist eine häßliche, dicke, alte Person, die durch ihren Gesang ihre Figur nicht vergessen macht. Man hat sie einem Achill gegenüber gestellt, der aus Mangel an einem Castraten, durch ein Frauenzimmer (Signora Gazzotti) gespielt und gesungen wird. Sie singt gut, spielt schlecht, und das Pärchen nimmt sich übel aus. Ich schweige von den übrigen; sie halten sich bescheiden in den Schranken der Mittelmäßigkeit. — Der erbärmliche Dichter führt einen prächtigen Nahmen, er heißt: Signor Don Giuseppe Cavaliere Pagliuca de Conti di Manupello. Es war nicht zu vermuthen, daß ein Mann mit einem solchen Nahmen etwas Gutes machen würde. In der Vorrede gesteht er zwar ein, daß ein berühmter Dichter vor ihm (Metastasio) den Ge-

genstand schon behandelt habe, doch sey er dem Euripides und Racine zu sehr gefolgt; er hingegen, der Herr Pagliuca de Conti di Manupello, habe sich an den Apostolo Zeno gehalten. Bey dem veränderten Geschmack des Publikums sey es nothwendig gewesen, ihm eine neue Iphigenia zu geben, damit die Bühne dieses lyrische Sujet nicht ganz verlieren möchte. — Der Leser wird hoffentlich nicht verlangen, daß ich ihm einen Auszug aus dieser Schülerarbeit liefern soll. — Die Decorationen von Domenicho Chelli waren sehr mittelmäßig; das Orchester zu schwach und in Präcision und Ausdruck bey weitem dem Pariser nicht zu vergleichen. Kurz, die große Erwartung, die mancher Reisebeschreiber von der hiesigen Oper bey mir erregt hatte, fand sich ziemlich getäuscht. Die Herren Cavaliere, die Unternehmer derselben, sprechen zwar in einer Zueignungsschrift an den König mit vieler Zuversicht davon, aber das Publicum läßt sie schmerzhaft empfinden, daß sie sich täuschen. Kein Theater ist leerer, als das schöne Theater San Carlo, und vergebens sucht man, bald durch eine Illumination, bald durch ein neues pas de deux, die Zuschauer hinzulocken. Daß die Logen leer bleiben, daran sind wohl die ungeheuren Preise Schuld, welche die Herren Cavaliere, um ihren mittelmäßigen und suffisanten Pariser Tänzer zu bezahlen, dieses Jahr sehr erhöht haben

(für eine Loge im dritten Range mußte ich sieben Dukaten bezahlen), das Parterre hingegen ist unverhältnißmäßig wohlfeil (etwa einen halben Thaler kostet die Entree), ist dabey sehr bequem eingerichtet, und bleibt dennoch leer. — Das dritte Theater zu Neapel ist das theatro nuovo, auf welchem eine eigene Gesellschaft Opera Buffa giebt. Ich habe die Liebe in der Weinlese daselbst gesehen, Musik und Sänger waren nicht schlecht, besonders ein Buffo, der, wo ich nicht irre, Gennaro Lucio heißt, und um den es Schade ist, daß die Jahre ihn sehr zu drücken anfangen. Die Prima Donna hingegen war völlig unbedeutend. Das Theater ist, wie alle hiesigen Bühnen, in der sehr schicklichen Form eines Hufeisens erbaut, hat fünf Reihen Logen, und ist einfach aber gefällig verziert. — Dasselbe gilt von dem vierten Theater, Del Fondo genannt. Es ist nach dem von S. Carlo das größte, und genießt dabey den hier so seltnen Vortheil an einem geräumigen Platze zu liegen. Dennoch wird es gerade am wenigsten gebraucht. Die Gesellschaft des alten Pulcinella, Giancola, führt zuweilen Spektakelstücke daselbst auf. Ich habe z. B. die afrikanische Hochzeit gesehen, welche meine guten deutschen Landsleute, trotz der Donaunymphe, entzückt haben würde; denn es erschienen zwey Chöre Janitscharenmusik, die das Trommelfell der Zuhörer zu zerstören droh-

ten; es marschirten ganze Armeen paarweise auf, eine schöne Prinzessin ritt auf einem lebendigen Rosse, und ihre beyden Zofen ritten gleichfalls auf lebendigen Mähren, ein Mohrenkönig prunkte auf einem Elephanten, und sein General curbettirte auf einem wilden Rappen; das Gewitter schlug ein, Schiffbrüchige schwammen an's Ufer, eine Bataille erfolgte, es wurde entsetzlich geschossen — was verlangt man mehr? und es geschah allerdings noch weit mehr, aber ich entfernte mich zu Anfange des zweyten Aktes, und kann daher von dem übrigen keine Rechenschaft geben. —

Zuweilen producirt Giancola seine Späßchen auch auf dem theatro nuovo, und ich habe dort den Spiegel der Welt von ihm gesehen, aber es wäre in der That verschwendete Dinte, ein Wort mit diesen Possen zu verlieren. Der Pulcinella (diese Art von Hanswurst, im weißen, oft schmutzigen Hemde, schwarz verlarvt, einen weißen, pyramidalförmigen Hut auf dem Kopf) spielt überall die Hauptperson, und da er bloß im neapolitanischen Dialekt spricht, auch seine Späßchen meist lokal sind, so gehen sie für einen Fremden ganz verlohren. — Wie aber diese Leute ihre Spektakelstücke anzukündigen pflegen, davon will ich doch, zum Muster für manchen deutschen Schauspieldirektor, ein Pröbchen mittheilen. „Schon längst," so hebt der Zettel an, „schon längst sah man nicht mehr auf der Bühne die

mörderischen Schlachten und die gräßlichen Gefechte von Afrika. Allzu denkwürdig sind jene Thaten, allzu verwickelt jene Begebenheiten, um nicht die Phantasie des Dichters zu entflammen. Auf solche Weise hat ein ungenannter Autor ein Spektakelstück gebohren. Geschrieben ist es für die Gesellschaft von Giancola, welche weder Mühe noch Schweiß sparen wird, um es würdig darzustellen. Es heißt: die afrikanische Hochzeit oder die Eroberung von Tombucto mit dem Pulcinell, ein Spiel der Wellen und Ueberwinder der Mohren. Die Garderobe ist ganz neu dazu verfertigt, die Dekorationen sind nimmer gesehen worden, der Pulcinell spielt die Hauptrolle; wir dürfen uns sehr schmeicheln, das geneigte Publikum zufrieden zu stellen u. s. w."

Gewöhnlich treibt Pulcinella sein Wesen auf einem weit kleinern Theater, und nur für die Spektakelstücke miethet er sich auf einzelne Abende ein größeres. Bey ihm werden mehr Originale aufgeführt, als auf allen übrigen Bühnen, aber er verschmäht auch Uebersetzungen nicht; es wird wenige Stücke geben, die er gar nicht brauchen könnte. Wenn nur ein Bedienter darinn vorkömmt, den er zum Hanswurst umschaffen kann, so mag das übrige so traurig seyn, als es wolle. So gibt er z. B. Zemire und Azor — Ich mag doch nicht ganz Abschied von dem

ehrlichen Spaßmacher nehmen, ohne dem Leser wenigstens ein Pröbchen seines Witzes mitgetheilt zu haben. Ich wähle dazu die Wachsamkeit oder den nächtlichen Arzt, mit Pulcinella, blind und stumm aus Hunger. Das Stück ist durchgehends sentimental. „O lieber Knecht!" spricht Madame Wilfalt zu ihm; „Gefährte unsrer Leiden! was bringst du Neues?" — Pulcinell. Um Gotteswillen! gebt mir geschwind fünf und zwanzig Pfund Maccaroni und ein tüchtiges Stück Käse dabey. — Madame Wilfalt. Hast du ausgerichtet, was ich dir auftrug? — Pulc. Ausgerichtet? M. Wilf. Hast du geredet wegen des Gemähldes? — Pulc. Geredet? — M. Wilf. Aber so antworte doch! — Pulc. Was soll ich antworten, da mein Leib so schlaff ist, als eine Sackpfeife ohne Wind. — M. Wilf. Geduld! — Pulc. Was Geduld! es ist die Rede davon, daß ich seit gestern noch nüchtern bin. Ich hatte die treffliche Gewohnheit, zwölfmahl des Tages zu essen und alle Viertelstunden wenigstens etwas zu kauen, um die Kinnbacken in Uebung zu erhalten; will ich nun die verlohrne Zeit einholen, so muß ich wenigstens in sechs Schenken, achtzehn Wirthshäuser und vier und zwanzig Keller gehen. — M. Wilf. Beklage dich nicht über uns, sondern über das Schicksal. — Pulc. Ist das Schicksal zu Hause? ich will ihm den Kopf waschen. —

M. Wilf. Ach! es hat seine Freude daran die Sterblichen zu quälen. — Pulc. Es wird wohl eine Apothekerstochter seyn. — „O Mutter!“ ruft das Kind der Madame Wilfals; „seyn sie nicht so traurig.“ (mesta) — Pulc. Recht so, mein Schatz, zuerst die Suppe (im Volksdialekt la menesta) — M. Wilf. Wie soll ich der Strenge des Schicksals widerstehen? (fato) — Pulc. Es ist unmöglich, den Geruch vom Stuffato (Gestooften) zu widerstehen. Aber wann gehen wir zu Tische? — M. Wilf. Immer war es mir zuwider! (fatale) — Pulc. Wie? erst nach Weihnachten! (natale) Gehorsamer Diener! unterdessen kann ich mein Herz in eine Zuckerbüchse verkaufen. — So geht es nun immer fort; nichts als Wortspiele und plumpe Späßchen, durch den Dialekt vollends ganz unverständlich. Der Toscaner würde den Pulcinell kaum verstehen, so wenig als der Sachse den Wiener Casperl verstehr. — Das fünfte Theater, San Ferdinando, habe ich nicht gesehen; es liegt in einem sehr entfernten Theile der Stadt, ist meistentheils verschlossen, oder gibt auch blos Farcen mit dem Pulcinell, soll übrigens groß und schön gebaut seyn wie die andern. — Das sechste Theater ist eine Puppenkomödie, die sich auch wohl einmahl mit ansieht, denn der Saal ist ziemlich groß, hat eine Reihe Logen und ist artig verziert. Die Decorationen sind gut gemahlt,

die Puppen von der Größe eines zehn bis zwölfjährigen Knaben, gut gekleidet, machen sehr natürliche Bewegungen (nur gehen sie schlecht); die Leute, welche sie regieren, deklamiren wohl so gut als auf irgend einem andern Theater, und die Stücke, welche sie aufführen, sind auch um nichts schlechter; nur freylich bestehen die Zuschauer, wenigstens im Parterre, aus Creti und Pleti, und da der Saal niedrig ist, so fällt die unreine Luft sehr beschwerlich. Die höhern Stände, welche sich an die geistreiche Unterhaltung des Hazardspiels gewöhnt haben, halten es für unanständig hier zu erscheinen. Ich erinnere mich, eine ähnliche Puppencomödie in Berlin gesehen zu haben, die bisweilen auch von recht vornehmen Leuten besucht wurde, ja, von der sogar die neue Dichterclique behauptete, sie sey dem Nationaltheater weit vorzuziehen, denn das sey die eigentliche Comödie. Sie hatten Recht, weil sie ihre eigenen Stücke zum Maaßstab nahmen.

Noch ein paar kleine Pulcinelltheater verdienen weiter keine Erwähnung. Sie spielen mehrere Mahl des Tages, bloß für den geringsten Pöbel, den sie theils durch große ausgehängte Bilder, theils durch die Späßchen eines Pulcinell herbeylocken, der eigentlich nicht zur spielenden Truppe gehört, sondern der weiter nichts zu thun hat, als den ganzen Tag draußen vor

der Thür auf einem Tisch zu stehen, und mit dem Pöbel von den Herrlichkeiten zu schwatzen, die er inwendig sehen wird. Bricht der Abend herein, so zündet der Kerl eine Fackel an, und läßt sich von Straßenbuben leuchten. Bewundern muß man seine nie zu ermüdende Lunge. In solchen Theatern sind Hitze und Knoblauchgestank unerträglich, auch schaben und kratzen sich die Nachbarn unaufhörlich. Wieder herauszukommen ist sehr schwer, denn sie sind gepfropft voll, und alle Sinne der Zuschauer so an das Schauspiel gefesselt, daß Niemand hört, sieht noch ausweicht.

Der Hof besucht bloß das Theater S. Carlo, und zuweilen, aber selten, das der Fiorentini. In dem letztern habe ich nur einmahl den Hof angetroffen.

10.

Die Porzelainfabrik.

Das Magazin der Königl. Porzelainfabrik ist weder an Reichthum noch an Vollkommenheit mit dem Berliner, Dresdner und Wiener zu vergleichen. Die Materie selbst scheint schlechter zu seyn, wenigstens fällt ihr Weiß ins Gelbliche. Die Mahlerey ist hart. Meistens sind es Copien von den Gemählden aus Herculanum und Pom-

peji, und darauf bildet man sich hier am meisten ein. „Wenn wir auch in andern Dingen manchen Ländern nachstehen," sagt man, „so haben wir doch für die Mahlerey die besten Muster." Gerade das möchte ich leugnen, in so fern von den Kunstwerken jener ausgegrabenen Städte die Rede ist. Es geht den antiken Gemählden wie manchen poetischen Werken, die sich in keine fremde Sprache übersetzen lassen; copirt man sie, so zieht man den Schleyer ab, in welchen das ehrwürdige Alterthum ihre Fehler verhüllte. Diese Bemerkung drängt sich hier fast bey jedem Schritte auf. Einige Vasen ausgenommen, sind auch die Formen der übrigen Dinge meist sehr geschmacklos. Das einzige, worinn die Fabrik die Berliner übertrifft; der Dresdner aber nachsteht, sind die Figuren in Biscuit. Der Vorrath davon ist sehr ansehnlich und mannichfaltig, viele der besten antiken Statüen, z. B. Laokoon, sind ziemlich glücklich kopirt worden. Die Königin sieht man hier, etwa ein Fuß hoch — Ich konnte mich des Wunsches dabey nicht erwehren, daß doch auch Berlin uns ein solches Götterbild auf unsere Hausaltäre liefern möchte. — Die Preise der Porzelainfabrik zu Neapel sind sehr hoch, der Absatz aber auch gering, denn die Fremden finden es überall besser, und den Einheimischen ist das Porzelain — zu reinlich.

11.

Einige Kunstwerke in Palläſten der Großen.

Volkmann nennt mehrere Palläſte, die gar nicht mehr vorhanden, zum Theil in der Revolution zerſtört worden ſind; er ſchweigt von andern, die zu ſeiner Zeit noch nicht exiſtirten. — In dem Palläſte des Prinzen Santabona iſt eine zahlreiche Gemählde ſammlung, ein Saal und ſechs bis acht Zimmer hängen ganz voll. Zum Behuf der Fremden ſind in jedem Zimmer zwey Tafeln befindlich, auf welchen, in italieniſcher, franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache die Gemählde aufgezeichnet ſind, neben jedem der Nahme des Mählers. Das iſt eine ſehr feine Aufmerkſamkeit des Fürſten, die jeder Fremde ihm Dank wiſſen wird; aber nicht fein iſt es, daß er ſeine Liſten mit ſo vielen berühmten Nahmen ausſtaffirt, welche die höchſte Erwartung erregen; wendet man nun das Auge von dem geſchriebenen Tizian oder Raphael auf den gemahlten, ſo erſchrickt man und gafft das Bild mit offnem Munde an, Schönheiten ſuchend, die gar nicht vorhanden ſind. Zwar bin ich nicht Kenner genug, um behaupten zu dürfen, die Stücke, welche der Prinz von Santabona den größten Meiſtern zuſchrieb, wären gar nicht von ihren Pinſeln; aber das darf ich ſagen, auch ohne ſo tief in die Geheimniſſe der Kunſt einge-

drungen zu seyn, daß, wenn sie wirklich von ihnen herrühren, es ihre schlechtesten Arbeiten sind. Vor allen Dingen nehme ich aber die Geißelung Christi aus, ein großes Bild von Rubens, das dem Nahmen seine Urhebers Ehre macht. Es ist in jeder Rücksicht vortrefflich, und gehört unter die vorzüglichsten Bilder, die ich in Neapel gesehen habe. — Auszeichnen möchte ich auch den Märtyrertod der heil. Cäcilia von Domenichino, dessen Vorstellungen überhaupt unter die wahrsten gehören; er ist ein klarer Dichter, nur scheint mir das Colorit ein wenig zu hart. — Bey einer Himmelfahrt Christi von Vasari bemerke ich abermahls, wie wenig Mahler es giebt, welche die Auf- und Abstufungen der menschlichen Empfindungen treu darzustellen wissen. Christus schwebt bereits in den Wolken und wird nur noch in der Ferne gesehen, die Jünger bilden eine Gruppe, und schauen ihm nach; welch ein weites Feld für den Seelenmahler! aber diese Gesichter drücken höchstens eine fröhliche Neubegier oder ein blödes Erstaunen aus. — — Ein kleines Bild aus der Schule Raphaels hat der Fürst mit viertausend Ducaten bezahlt. Ich weiß nicht recht, was es vorstellen soll, vieles darauf ist ganz verwischt, und was übrig blieb ist hübsch bunt. Die sogenannten Kenner sind doch in der That närrische Leute; sie geben gewaltig viel Geld aus, um glau-

ben zu machen, sie sehen mehr als andere Menschen, und doch kann ihre verschwenderische Eitelkeit es nicht dahin bringen, daß nicht dann und wann ein unbefangener Fremdling aufträte, und sie herzlich auslachte. — Man wird bey dem Fürsten von Santabona nicht leicht einen berühmten Nahmen aus der italienischen Schule vergebens suchen; aber meistens wird man auch nur die Nahmen finden; mir wenigstens ist, noch einige schöne Köpfe ausgenommen, von seiner großen Sammlung nichts weiter als das eben genannte im Gedächtniß geblieben.

Noch schlimmer ist es mir bey dem Duca del Gesso ergangen, wo ich anfangs glaubte, man wolle meiner spotten. Selbst die paar Gemählde, die durch Vorhänge verhüllt waren, würden, ohne diese Vorhänge, wohl nie eines Menschen Aufmerksamkeit an sich ziehen. So verhüllt sich eine alternde Schöne, um wenigstens schmeichelhafte Vermuthungen zu erregen. Ich kann von der Sammlung des Herzogs del Gesso nichts weiter sagen, denn ich bin so glücklich gewesen, sie ganz zu vergessen.

Der französische Minister Alquier ist ein Liebhaber und Beförderer der Künste. Seine Gemählde sammlung ist zwar noch klein, sie ziert bloß seinen Arbeitssaal, aber es sind lauter auserlesene Stücke. Nur möchte ich den trefflichen Kopf des heil. Johannes, wie er abgehauen auf der Schüssel liegt, nicht in mein Studierzimmer hängen,

gen; der große Meister, dessen Nahmen ich vergessen, hat die Natur gräßlich treu copirt.

Der Marchese Berio ist einer der reichsten, und, was man so selten beysammen trifft, der gebildetsten Cavaliere. Er besitzt eine gewählte Bibliothek, von etwa zehntausend Bänden, die er selbst nach den verschiedenen Klassen der Literatur geordnet hat. Sein großer Pallast in der Straße Toledo ist sehr geschmackvoll verziert, größtentheils mit Basreliefs von der Hand des berühmten Canova. Auch von unserm Landsmann Tischbein fand ich hier das Original eines Gemähldes, von dem ich schon irgendwo in Deutschland die Copie gesehen und bewundert hatte: ein Mann und ein Jüngling, die zu Roß von der Jagd zurückkehren, mit Beute von wilden Thieren behangen sind, und hinter sich einen erlegten Löwen schleppen. Der Jüngling ist ganz nackt; das Ganze im antiken Styl, sehr poetisch gedacht, bringt treffliche Wirkung hervor. — Einen Garten besitzt der Marchese, der dem Wundergarten der Semiramis gleicht, denn er ist im zweyten Stockwerk befindlich. Wodurch er aber einen großen Vorzug vor dem Garten der Semiramis gewinnt, ist ein Pavillon, in dem eine herrliche Gruppe von Canova steht, Venus und Adonis. Man behauptet zwar, es sey keine von des vortrefflichen Künstlers besten Arbeiten, und man mag Recht haben. Doch das

schlechteste Produkt von Canova's Meißel (wenn man anders das Wort schlecht hier gebrauchen darf) ist noch immer so überraschend schön, daß ein Mensch von einigem Gefühl in der ersten Viertelstunde schwerlich daran denken mag, Fehler aufzusuchen. — Jeder Fremde suche durch einen Bekannten sich bey dem Marchese Berio einführen zu lassen, er wird außer dem Kunstgenusse, auch in der Gesellschaft eines Mannes sich wohl befinden, der Sinn für Wissenschaften hat, mehrere europäische Sprachen fertig redet, und zugleich ein liebenswürdiger, zärtlicher Familienvater ist. Ich wüßte nichts an ihm auszusetzen, als daß er den Gast mit Höflichkeiten zuweilen fast erstickt.

12.

Die Studien.

Sicher wird niemand errathen, was man in Neapel unter dieser Benennung versteht. Die Königliche Bibliothek und die Sammlung von antiken Statüen werden, beyde zusammen, mit dem Nahmen Studien bezeichnet. Aber man bilde sich ja nicht ein, daß dort studirt werde. Zwar steht die Bibliothek dem Publikum täglich von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr Mit-

tags offen, ich selbst habe, während meines Aufenthalts, wohl zwanzig ganze Vormittage darin zugebracht, doch nie habe ich, außer einigen Studenten und denen, welche ihre Pflicht fesselte, Jemand hier gefunden. Da ist es in Paris ganz anders; da sitzen die Wißbegierigen in allen Sälen an langen Tafeln, die Unterbibliothekare haben genug zu thun, die verlangten Bücher herbey zu holen, und sogar Türken fand ich dort, die in arabischen Schriften blätterten. Hier liest und blättert niemand; alles ist öde, aber darum doch nicht still. Die Bedienten und Handlanger der Bibliothek sind so wenig gewohnt, fremde Studirende dort zu sehn, daß sie beständig laut singen und plärren, und gar nicht daran denken, daß Jemand dadurch gestört werden könne.

Der Bibliothekar ist ein höflicher Mann, der ein wenig französisch redet. Da er einen Königl. Befehl erhalten hatte, mich ungehindert die Bibliothek und deren Manuscripte benutzen zu lassen, so war er so gefällig, mir ein eigenes Zimmer einzuräumen, wo ich ganz ungestört zu seyn hoffte. Aber ein Mensch, der kein Schüler mehr war, und der, ohne dazu gezwungen zu seyn, täglich vier Stunden hier zubrachte, schien den Leuten so merkwürdig, daß alle Augenblick dieser oder jener die Thür öffnete, und mir ein Weilchen mit Verwunderung zusah, bis sie

es endlich gewohnt wurden und aufhörten mir lästig zu seyn. — Vor dem Haupteingang hat man, unter andern Gesetzen, auch in Marmor gegraben: daß keinem bey der Bibliothek angestellten Beamten ein Geschenk gemacht werden, und keiner sich unterstehen solle, etwas anzunehmen. Aber derjenige Fremde würde sehr schief angesehen werden, der sich an dieses Verbot kehrte, denn alle Blicke sind gierig auf ihn gerichtet, alle Hände erscheinen ihm hohl gekrümmt, und für das, was er bey einem gewöhnlichen Besuch zu sehen bekommt, muß er recht viel zahlen.

Das Gebäude ist, den Schmutz abgerechnet, schön. Eine breite, künstlich gebrochene Paradetreppe führt zu dem großen Saale, der etwa achtzig Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite ist. Die Wände desselben sind zwey Stockwerk hoch, mit Büchern tapezirt, um den zweyten Stock läuft eine schmale hölzerne Gallerie. Die Bücher sind nach den Wissenschaften geordnet, und über jeder Abtheilung hängt ein Täfelchen, auf welchem geschrieben steht, was darunter zu suchen ist: z. B. Poeten, Grammatiker, Rhetoren u. s. w. Die theologischen Schriften sind die zahlreichsten, obgleich man, um ihre unverhältnißmäßige Anzahl nicht gar zu auffallend zu machen, sie wiederum in mehrere Zweige vertheilt hat, als da sind: Kirchenväter, Concilien, Bibeln u. s. w. Zusammen ge-

nommen machen sie reichlich ein Sechstheil des Ganzen aus. Unter den Polygraphen steht Bayle! übrigens sind die Polygraphen fast lauter Deutsche. — Auf die Sammlung von Kupferstichwerken scheint man sich etwas einzubilden. Sie ist, im Vergleich mit der Pariser, nicht des Nennens werth. —

Der Handschriften sind ziemlich viele, aber man bekommt nichts weiter davon zu sehen, als die Paradestücke, die sie jedem Fremden vorreiten, nähmlich: eine Bibel mit schönen Gemählden, (unter welchen mir aufgefallen, daß die Schlange, welche Eva verführt, einen Frauenzimmerkopf hat), ein vortrefflich geschriebener Homer, der noch merkwürdiger dadurch wird, daß Raphael sein Portrait hinein gemahlt hat. Warum? wußte der Führer nicht eigentlich zu sagen. Er meinte, es sey auf Verlangen eines Medicis geschehen, von welchem dies Manuscript nachmahls an die Bibliothek gekommen. Ein sehr sauberer Virgil; Briefe, ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters aus dem siebenten Jahrhundert, und endlich, ein eigenhändiges Manuscript von Tasso, welches besonders alle diejenigen zu ihrem Troste besehen mögen, die eine unleserliche Hand schreiben. Ich fragte nach deutschen Handschriften, aber vergebens. Es sind welche da, war die Antwort, doch man zeigte sie nicht. Die Manuscripte füllen

ein eigenes großes Zimmer, welches aber dem Publikum nicht offen steht, sondern in der Regel verschlossen ist. Daß man auch den bekanntesten Einwohnern, kein Buch nach Hause leiht, ist ein großes Hinderniß, die Bibliothek zu benutzen, wenn man nicht Equipagen hält, oder zufällig in der Nachbarschaft derselben wohnt. Die Anzahl der Bände soll sich über achtzigtausend belaufen. Der große Saal ist mit einigen sehr mittelmäßigen Gemählden verziert, und mit bunten Kacheln gepflastert, die zwar einen sehr geschmacklosen, aber doch reinlichen Fußboden bilden. Stellt man sich in die Mitte, und schreyt zur Decke hinauf, so wird man durch ein gewaltig zitterndes Echo überrascht.

Wenn der Fremde die Bibliothek verlassen, und die schöne Treppe wieder heruntergestiegen, so betritt er rechter Hand die aller schmutzigsten und dunkelsten Gänge, die jemahls existirt haben, seit es Schmutz und Dunkelheit in der Welt giebt; und das ist der Ort, wo eine herrliche Sammlung von alten Kunstwerken, die berühmte Farnesische Erbschaft, aufbewahrt wird. Hier steht der Farnesische Herkules, zürnend über den unwürdigen Platz; hier steigt Venus aus dem Bade und würde wohl thun, darin zu bleiben. Hier muß Flora sich von den Blumen entwöhnen, und höchstens mag Agrippina den finstern Ort ihrem Kummer angemes-

sen finden. Alle jene Meisterwerke sind so bekannt, daß es überflüßig wäre, davon zu sprechen, oder sie zu loben. Selbst unter dem Staube, der sie verzehrt, gebiethen sie noch Ehrfurcht und Bewunderung.

Hier findet sich auch ein Denkmahl der ungeheuresten weiblichen Eitelkeit, das bis zum jüngsten Tage kein Fremder ohne Lachen ansehen wird. Eine römische Kaiserin nähmlich, ich habe vergessen welche, hat in einem Alter von wenigstens sechzig Jahren, noch den tollen Einfall gehabt, sich in der Gestalt derjenigen Venus, die wir die mediceische nennen, in Lebensgröße abbilden zu lassen. Es ist wirklich zum Todtlachen. Ueberhaupt muß es wohl damahls unter den Römerinnen Mode gewesen seyn, in dieser beliebten Gestalt sich zur Schau zu stellen, denn ich fand noch eine Copie derselben Venus, deren Gesicht gleichfalls ein Portrait war; doch hier verzeiht man dem Originale, denn es ist ein ganz artiges interessantes Gesicht. — Die Zahl der bekannten und unbekannten Büsten ist sehr groß, es sind herrliche Köpfe darunter; aber gerade von den ausdruckvollsten weiß man nicht, wem sie angehört haben. —

Mehrere Basreliefs sind von großem Werth, die besten schon vor alten Zeiten in derbe hölzerne Rahmen gefaßt, mit Thüren versehen, wie man bey Altargemählden zu thun pflegt. Ei-

nige darunter hätte ich mir gern erklären lassen, aber wir hatten einen albernen Schulknaben zum Führer, der seine auswendig gelernten Rahmen herleyerte, und sonst keine Frage zu beantworten wußte. Da ist zum Beyspiel Eines, auf dem ein junger Held zu schauen (der Bube nennt ihn Alexander), an welchen sich traulich ein Genius lehnt; ihm gegenüber sitzt ein schönes, verschämt niederblickendes Mädchen (der Bube tauft es Helene), neben ihm Venus, ihm Muth zusprechend; höher oben die Bildsäule einer Göttin, welche der Bube frisch weg zur Göttin der Ueberredung macht; über jeder Figur ist eine griechische Inschrift, und das Ganze hat mir vortrefflich geschienen. Soll es vielleicht Prinz Paris seyn? dann würde das Uebrige wohl passen. — Einen Catalog von diesen herrlichen Kunstwerken giebt es nicht. Man sagt, es werde daran gearbeitet. Man sagt das ein wenig spät und thut es vielleicht noch später. Man schmeichelt sich auch mit der Hoffnung, daß den Künsten bald eine minder demüthige Wohnung werde angewiesen werden.

Leider finden sich hier auch Spuren von der barbarischen Kunstgier der Franzosen. Sie hatten, ihrer löblichen Gewohnheit zu Folge, manches mitnehmen wollen, woran sie nachher verhindert wurden; aber eine sehr schöne Gruppe, Orest und Electra, steht noch eingepackt, und

zwar so elend, so tölpisch eingepackt, daß ein Bein zerbrochen worden, und der Leib des Orest einen Riß bekommen hat. Auch zwey Termen, mit den Köpfen des Sokrates und Homer, stehen schon zum Transport bereit. An der des Sokrates ist eine lange griechische Inschrift befindlich, die man aber jetzt nicht lesen kann, weil sie von den hölzernen Leisten größtentheils bedeckt wird. —

Ehe ich die Studien verlasse, muß ich noch dankbar eines Mannes erwähnen, der mit wahrer Humanität sich bestrebt hat, allen meinen Wünschen, in so fern sie Künste und Wissenschaften betrafen, Vorschub zu leisten. Es ist der Marchese Tacconi, einer der Conservatoren der Königl. Bibliothek, ein freundlicher, kunstliebender Mann, dessen schöne geräumige Wohnung einem Tempel der Musen gleicht. Seine eigene Bibliothek ist ansehnlich, und er besitzt die schönsten und seltensten Ausgaben. Seine Gemählde sammlung ist klein, aber auserlesen. Ich habe unter andern eine Madonna von Raphael bey ihm gesehen, die mich entzückt hat. Das Christuskind reitet auf einem Lämmchen. Die Idee ist allerliebst, und die Ausführung Raphaels Pinsel würdig.

Eine Bemerkung hat sich mir schon oft beym Schreiben aufgedrungen, und jetzt eben wieder. Ich habe in Frankreich, Italien, Deutschland,

und Rußland so unendlich viel Bilder gesehen, die man für Werke großer Mahler ausgiebt, daß es mir gradezu unmöglich scheint, daß eines Menschen Leben hinreichen könne, so viel Meisterstücke hervor zu bringen. Wir wollen zum Beyspiel bey Raphael stehen bleiben. Bekanntlich wurde er nicht alt, ich glaube nur einige dreyßig Jahre; und dennoch habe ich nun schon so viele Bilder gesehen, die ihm zugeschrieben werden, daß, wenn sie wirklich alle von seiner Hand wären, er wenigstens in jeder Woche eins gemahlt haben müßte. Hat man denn kein authentisches Verzeichniß von seinen Werken? — Wenn ich nur an den Vatikanischen Pallast zu Rom denke, so kommt es mir vor, es sey unmöglich, daß er außer dem noch etwas anders geliefert haben könne. Vermuthlich haben Dutzende seiner bessern Schüler ihren eigenen Ruhm aufopfern müssen, um den seinigen zu vergrößern.

13.

Fragmente und flüchtige Bemerkungen über die Sitten und Denkungsart der Neapolitaner.

Es wäre allzukühn, wenn ich mich unterfangen wollte, nach einem Aufenthalt von kaum

zwey Monathen, ein Sittengemählde von Neapel zu versprechen. Nur einzelne, aber wahre Züge vermag ich zu liefern. Die Neapolitaner verheimlichen ihre Sitten nicht, fühlen das Unschickliche nicht und scheuen daher auch keinen Beobachter; es ist also leicht die Grundzüge aufzufassen, doch beschränke ich mich hauptsächlich auf die höheren und niederen Stände; die mittlern sind mir ganz unbekannt geblieben. — Wenn ich von einem Volke, ohne es zu nennen, erzählte: es sey faul, unreinlich, sinnlich, abergläubisch, auf Hazardspiele mit Wuth erpicht, völlig gleichgültig gegen Künste und Wissenschaften, bloß Flitterstaat liebend, der ehelichen Treue feind — würde man nicht glauben, ich spräche von Irokesen oder Hottentotten? — Nun ja, manche vornehme Neapolitaner sind die Wilden von Europa. Sie essen, trinken, schlafen, spielen. Sie haben und treiben kein anderes Geschäft als das Spiel. Die Staaten von Europa wälzen sich um, sie spielen. Pompeji geht aus seinem Grabe hervor, sie spielen. Die Erde bebt, der Vesuv speyt Flammen, sie spielen. Die prächtigen Ruinen von Pästum, wenige Meilen von hier, vor Jedermanns Augen prangend, mußten von Fremden entdeckt werden, denn die Neapolitaner spielten. Die ersten Herzoge und Prinzen sind Spielwirthe,

Ein Prinz Ruffano, einer der angesehensten des Landes, hält das erste Spielhaus in Neapel, und außer dem seinigen gibt es noch zwanzig dergleichen. Dahin fährt Abends die ganze vornehme Welt. Der Fremde läßt sich von irgend einem Bekannten präsentiren; doch das geschieht nur pro forma. Man macht dem Wirth und der Wirthin eine flüchtige Verbeugung, welche von beyden flüchtig erwiedert, und in der Regel dabey kein Wort gesprochen wird. Uebrigens ist man da wie auf dem Kaffeehause — schlimmer als auf dem Kaffeehause, denn da kann man wenigstens für sein Geld fodern, was einem beliebt; hier gibt es keine Erfrischung, etwa ein Glas Wasser ausgenommen, wenn man es vorher zehnmahl bey den Bedienten bestellt hat. Ein großer, dürftig genug möblirter Saal ist der Tummelplatz von Rouge et noir und faro. Hoch über einander gethürmte Stühle in einer Ecke des Saals beweisen, daß man auf zahlreiche Gesellschaft rechnet. Kaum ist der bunte Haufe herein gerauscht, so lagert er sich auch schon mit gierigen Blicken um die Gold blinkende Tafel. Conversationen werden diese Zusammenkünfte genannt, aber wehe dem, der hier eine Conversation anspinnen wollte! Kaum einzelne Worte darf man sich zuflüstern; erlaubt man sich mehr, so ziſchen alle Lippen, um tiefes Schweigen für die heiligen Mysterien des Spiels zu fodern.

Weiber, besonders alte Weiber, sitzen mit langen Knochenfingern, die weit herausstehenden Augen unbeweglich auf rouge et noir geheftet, mit grün funkelnden Augen Geld einstreichend, oder Lamentationen über die treulose Fortuna aus Zahnlücken heulend. Auch junge hübsche Weiber entweihen hier die Würde der Frauen, sprechen der Schönheit und der Grazie Hohn. Die Prinzessin N*** z. B., eine liebliche Gestalt, ist eine determinirte Spielerin. Manche andere, ihres Berufes gewissenhafter eingedenk, kommen, um neue Eroberungen zu machen, oder alte fest zu halten, und in beyden Geschäften thun sie sich keinen Zwang an; ein Fremder hat es auf den ersten Blick weg, wer eben der begünstigte Liebling dieser oder jener Dame ist. Die Männer sind entweder gar nicht gegenwärtig, oder sie bekümmern sich nicht im geringsten um die Weiber; denn von der so sehr verrufenen italienischen Eifersucht wird man keine Spur gewahr. Auch Geistliche, und sogar Kinder spielen wie z. B. die kleine achtjährige Tochter des Marquis Berio, der einer der aufgeklärtesten Neapolitanischen Cavaliere ist. — Einige behaupten, diese heillose Spielwirthschaft trage dem Prinzen Ruffano jährlich funfzigtausend Dukaten ein. Andere wollen wissen, er bekomme, bloß täglich zwölf Dukaten dafür, daß er sein fürstliches Palais zum Tripot einräume. Er selbst

ist nicht Bankier, aber vielleicht hat er Antheil an der Bank, und so könnte beydes wahr seyn. Der Bankier wird, in seiner Art, für einen sehr ehrlichen Mann gehalten; wenigstens ist gewiß, daß er ohne Mißtrauen spielt, und zuweilen auf ausdrückliches Verlangen, eine gewonnene Summe zweymahl auszahlt, wie ein naheſtehender sicherer Beobachter mit eigenen Augen gesehen hat. Ein anderer, gleichfalls zuverläßiger Mann, hat mich versichert, man müsse überhaupt schnell seyn, das Gewonnene einzustreichen, denn sehe man sich etwa dazwischen einmahl um, so überhebe einen der Nachbar der Mühe. Vielleicht ist dieses wie jenes aus Zerstreuung geschehen, aber geschehen ist es.

Wer nun einmahl in diesen Spielgelagen präsentirt worden, der kann da täglich ab und zugehen, wie auf einem Kaffeehause, kann auch andere Fremde gelegentlich wiederum präsentiren, deren Nahmen man eben so wenig behalten wird, als den seinigen; es wäre denn, daß er selbst fleißig und hoch spielte, denn das ist die einzige Möglichkeit in den guten Gesellschaften von Neapel die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. — So wird, bis zwey Uhr in der Nacht, Zeit, Geld, Gesundheit und Sittlichkeit verspielt. Dann fährt man nach Hause, um bis gegen Mittag zu schlafen. Alsdann wird etwa ein Spaziergang in der Villa reale gemacht, wo das Schnappen

nach frischer Luft Mode ist. Die jungen Herren fahren in einem Kärtikel dahin, um sich und ihre Pferde zu zeigen. Um zwey, höchstens drey Uhr wird zu Mittage gespeist, und nach dem Essen folgt eine Spazierfahrt, entweder in Santa Lucia, oder auf der Magdalenenbrücke, oder wo sonst eben im Winter die Sonne hinscheint. Um die Sonne wäre es aber im Grunde wenig dabey zu thun, wenn sie nicht fein hell leuchtete, daß man Reize, Kleiderprunk und besonders Equipagen in ihrem Licht zur Schau stellen kann. Auf Equipagen halten die Neapolitaner gewaltig viel, nicht eben auf kostbare oder sehr elegante Equipagen; sie darf nur mittelmäßig ins Auge fallen, es dürfen nur acht Pferdebrine davor gespannt seyn, so ist es schon genug; denn nichts auf der Welt fürchtet man hier mehr, als das schreckliche Unglück, zu Fuße zu gehn. Daher sagt man auch von einem armen Teufel, der sich durch das Spiel ruinirt hat, nicht: er hat kein Brod, sondern: der arme Mann! er geht zu Fuße. Die neapolitanische Pferderace hat ihren Ruhm auch überlebt, seitdem die Franzosen, die alles brauchen können, die schönsten Hengste weggeführt haben. — Nach einer solchen Spazierfahrt, wo die Kutschen, wie ein Leichenconduct, dicht hinter einander herziehen, begibt man sich entweder ins Theater, um zu plaudern, oder nach Hause, um sich im Stil-

len zu langweilen, bis die ersehnte Spielstunde wiederum schlägt. Und das ist nun der tägliche Kreislauf eines vornehmen Neapolitaners. Es giebt Leute unter ihnen, wie z. B. der Fürst Angro, die acht bis zehn der herrlichsten Villa's besitzen, und sich doch nie aus Neapel entfernen, weil sie dort nur grün, nicht aber roth und schwarz zu sehen bekommen. — Um die sogenannten Conversationen noch anlockender für fremde junge Gimpel zu machen, geben die Spielwirthe dann und wann auch Bälle in engen, fürchterlich heißen Zimmern. Da wird bey schlechter Musik und schwacher Beleuchtung von nachläßig gekleideten Personen schlecht getanzt. Das währt ein paar Stunden; man sieht, daß der Tanz bloß Uebergang zu höhern Freuden ist, und daß er hier betrachtet wird, wie in manchen Bürgerhäusern die Suppe, von welcher die Kinder oft wider Willen erst essen müssen, ehe sie Fleisch bekommen. Das Geschrey und Geschnatter der Damen ist dabey unausstehlicher als sonst irgendwo in Europa; denn erstens schwatzen die Italienerinnen überhaupt, daß einem Fremden die Ohren gellen, auch können sie gar nicht sprechen, ohne alle Gesichtsmuskeln dabey in Bewegung zu setzen; zweytens ist der hießige gemeine Dialekt widerlich breit und klämmerbickig (man erlaube mir dieß neue Wort, es ist bezeichnend) und wahrhaftig, die vornehmen Damen sprechen

eben

eben so zwanglos in diesem gemeinen Dialekt, als die Fischweiber. Man wird mich nicht der Uebertreibung beschuldigen, wenn man hört, daß die Neapolitaner das Toskanische gleich einer fremden Sprache lernen, so wie etwa die Pommerschen Bauern das Hochdeutsche lernen würden. Ich habe selbst eine Bekanntmachung von einem Sprachmeister gesehen, der, außer dem Lateinischen, Deutschen, Holländischen und Spanischen, sich ausdrücklich erbot, das Toskanische zu lehren. Für Russen, die Sibirien kennen, mache ich hier im Vorbeygehen die Bemerkung, daß der Neapolitanischr Dialekt sich von dem bessern Italienischen gerade so unterscheidet, wie der der Sibiriacken von dem der übrigen Russen; eben dies singende, das dem Sibirischen Bauer so eigen ist. Wer auch beyde Sprachen versteht (Italienisch und Russisch) wird doch schwerlich unterscheiden, welche von beyden er hört, sobald Neapolitanisch und Sibirisch gesprochen wird.

Daß auch die hiesigen Damen nicht verschmähen sich im Volkston auszudrücken, ist ein Beweis ihrer gänzlichen Unkultur, und spricht zugleich der Kultur ihrer Liebhaber das Urtheil. Man sollte glauben, die meisten Damen sprächen wenigstens französisch, besonders jetzt, da sie so oft in nähere Beziehung mit den Franzosen kommen; aber so ist es doch nicht. Man stößt hier überhaupt sehr selten auf Jemand, der fran-

zösisch spricht, wenn er sich auch zu den höchsten Ständen oder zu den Gelehrten rechnet. Spricht er es ja, so geschieht es mit einem so verdammt kauderwelschen Italienischen Accent, daß man die größte Mühe hat ihn zu verstehen. Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Micheroux, macht hievon eine Ausnahme; er spricht gut, und ist überhaupt ein sehr angenehmer Mann, den selbst eine schmerzhafte Krankheit nicht abhält, diejenigen die ihn besuchen, stundenlang geistreich zu unterhalten. Er stammt aber auch aus einer Französischen Familie, und war lange Zeit an fremden Höfen bey Gesandtschaften angestellt. — Doch ich erinnere mich fast zu spät, daß wir noch auf dem Balle sind, und daß wir, von andern Dingen schwatzend, leicht im Dunkeln bleiben könnten; denn sobald nach eilf Uhr die Musikanten mit ihren Instrumenten entwichen sind, sobald werden auch die Lichter im Tanzsaal ausgelöscht, es mögen sich noch Gäste darinnen befinden oder nicht. Dies seltsame Lichterauslöschen geschieht doch wohl schwerlich aus Sparsamkeit, sondern nur den Gästen dadurch zu verstehen zu geben: „jetzt trollt euch zum Spieltisch!" — das thun ohnehin die meisten unerinnert, und nun fängt das eigentliche stille Leben erst an. Jeder dankt Gott, daß der Ball zu Ende ist.

Aber genug von Spielgesellschaften, höre ich

den Leſer ſagen, jetzt führe man uns auch in andere, wo keine Hazardſpiele die Palläſte der Großen herabwürdigen, ſondern höchſtens ein Commerceſpiel erlaubt wird. Ich bedaure dies billige Verlangen nicht erfüllen zu können, denn wahrhaftig, es giebt gar keine anderen Zuſammenkünfte in Neapel als jene berüchtigten Converſationen. Man vergeſſe nicht, daß ich bloß von den Einheimiſchen ſpreche, denn einige Fremde haben freylich die Bildung ihres Vaterlandes in ihre eigenen Cirkel verpflanzt, die ſie aber auch ſorgfältig rein zu erhalten ſtreben, und gewöhnlich bloß Fremde darinnen aufnehmen. Ich nenne z. B. die Häuſer des Engliſchen Miniſters Elliot und der Ruſſiſchen Gräfin Skawronsky. Die letztere wohnt ſchon ſeit vielen Jahren hier, macht ein ſehr angenehmes Haus, in welchem ſie, trotz ihres hohen Alters, die Unterhaltung durch ihre Launen würzt, und auch wohl bisweilen pfefferts; aber kein Neapolitaner erhält leicht Zutritt zu ihr, es ſind immer nur fremde Zugvögel, die bey ihr aus- und einflattern. — Als ich jene beyden Häuſer nannte, hätte ich die Worte zum Beyſpiel doch nicht hinfügen ſollen, denn es ſind die einzigen, welche dem ſpielhaſſenden Fremden eine Zuflucht gewähren; es wäre denn, daß er Luſt hätte eine Liebſchaft anzuſpinnen, welches, beſonders Fremden, hier nicht ſchwer fallen ſoll. Man

versichert mich, daß die schönen und häßlichen Damen keinen Liebhaber verschmachten lassen.

Von der sonst so fürchterlich beschriebenen Eifersucht der Italiener hat der Fremde nichts zu fürchten, die findet sich nur noch in Deutschen Romanen. Nicht bloß der Gemahl legt ihm keine Hindernisse in den Weg, auch selbst der Cicisbeo ist verschwunden, man wird dies letztere zweydeutige Wesen nirgend mehr gewahr. Eheliche Treue darf hier nur fliehend, oder vor dem Spott sich versteckend gemahlt werden, daher sind auch die Neapolitaner die einzigen Europäer, welche in einer Vorstellung von Menschenhaß und Reue nicht weinen, sondern lachen, weil sie gar nicht begreifen können, warum man solch Aufsehens von einer alltäglichen Kleinigkeit mache? —

Die wenigen Stunden, welche Spiel, Liebe, Theater und Schaugepränge noch übrig lassen, füllen die Neapolitaner mit Religionsübungen aus. Man hat mich versichert, daß die vornehmen Sünderinnen sich zuweilen herablassen, in den Hospitälern Kranke zu pflegen. Die vermummten Brüderschaften bestehen zum Theil aus dem ersten Adel. Ich habe zuweilen einzelne Glieder derselben gesehen, die Almosen für die Seelen im Fegfeuer betteln, und die für wahre Elegants unter den Gespenstern gelten könnten. Ihre

übergeworfenen langen Kappen waren von der feinsten Leinewand, schneeweiß gewaschen, an kühlen Tagen trugen sie ein kurzes Mäntelchen von dem schönsten rothen Scharlach darüber; der Pilgerhut, der an ihrer Seite hing, schien vom weichsten Biberhaar gemacht, Schuh und seidene Strümpfe verriethen, daß die ganze Mummerey einen bessern Anzug bedecke. Da gingen sie denn, mit einer zierlichen Tasche in der Hand, von Haus zu Haus, reckten sie jedem Krämer schüttelnd hin, empfingen gewöhnlich ein Kopfschütteln zur Antwort, gingen ohne Murren weiter, und meinten nun, auf diese Weise sich ein Verdienst erworben zu haben.

Ich habe nur noch ein Wort von der Unreinlichkeit der Neapolitaner zu sagen; doch will ich eben nicht behaupten, daß sich dieselbe, in den höhern Ständen, bis auf ihre Zimmer erstrecke, denn ich sah manche derselben sehr reinlich und elegant. Aber ihre Häuser, ihre Eingänge, ihre Treppen, sind lauter Kloake: und mich dünkt, wenn es nichts seltenes ist, auf der Treppe eines Großen, Menschenkoth zu finden, so ist der Schluß nicht zu kühn, daß es mit der innern Reinlichkeit auch nicht sonderlich bestellt seyn möge. —

Für die Liebe der Großen zu den Wissenschaften geben die Buchhandlungen einen ganz richtigen Maaßstab. Ihrer sind zwar sehr

viele — unter ihnen die Gebrüder Terres die berühmtesten — aber Erbauungsbücher und einige Uebersetzungen aus fremden Sprachen ausgenommen, wissen sie dem Nahrungsuchenden nichts anzubiethen. Klagen darüber, beantworten sie durch das freymüthige Geständniß, daß in Neapel Niemand schreibt, Niemand liest und folglich auch Niemand Bücher kauft. Höchstens schafft sich dieser oder jener Große eine Bücher-Sammlung zum Staat an. Dasselbe gilt von Gemählden, die allenfalls noch der Mode wegen gekauft werden. Es gibt einige gute Mahler hier, aber sie sind Fremde. Mit der Bildhauerey ist es noch schlimmer bestellt, ich habe nicht erfahren, daß irgend ein Künstler von Bedeutung in diesem Fache hier zu finden sey. Gäbe es Einen, so würde er auch bloß für Grabmähler zu arbeiten haben. —

Laßt uns eine Stufe tiefer zu den mittlern Ständen hinabsteigen. In andern Ländern werden diese durch Kaufleute und Gelehrte formirt; hier gibt es aber keine Gelehrte, an ihre Stelle treten die Advokaten, die eben nicht im besten Rufe stehen und deren Anzahl fast so groß seyn soll, als die der Lazzaronis. Mir ist ein Beyspiel bekannt geworden, eine kleine Begebenheit aus den letzten Tagen, welche eben auch keinen Beweis für die strenge Sittlichkeit dieser Klasse abgibt. Ein Deutscher sah ein hübsches

Mädchen, die sittsame Tochter eines Advokaten öfter am Fester; sie gefiel ihm so sehr, daß er ihre Bekanntschaft zu machen wünschte. Um diesen Wunsch zu erfüllen, schrieb er ihr ohne Umstände ein Billet, und bat um eine Zusammenkunft. Das Billet wurde ohne Umstände angenommen und beantwortet. Das Mädchen meldete ihm ganz züchtig, sein Besuch werde ihr sehr angenehm seyn, er möge sich nur gegen Abend bey ihr einfinden, wo er auch die Gesellschaft einiger Verwandten antreffen werde. Er kam, fand eine ehrbare Gesellschaft, wurde zuvorkommend aufgenommen, und ging öfter hin. Man könnte wähnen, das sey nur löbliche Gastfreyheit, und in der That wäre das z. B. in Rußland gar nichts besonderes. Aber Gastfreyheit ist hier ein Fremdling, und weit eher ist zu vermuthen, daß etwa eine Speculation dabey zum Grunde lag. Mehrere dergleichen Anekdoten berechtigen mich zu dieser Vermuthung. Indessen habe ich von dem Mittelstande zu wenig in Erfahrung gebracht, um wagen zu dürfen, über, seine Sitten abzuurtheilen. Nur das weiß ich daß er eben so unwissend und eben so abergläubisch ist als der höhere Stand, und daß bey ihm, an die Stelle von rouge et noir, das verdammte Lotto tritt, dem er mit gleicher Wuth ergeben scheint. — Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beygewohnt; es ist ein Volks-Spekta-

kel, das ein Fremder zu genießen nicht versäumen sollte. In einem sehr großen Saal des Gerichtshauses (Vicaria) versammeln sich eine Menge schwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche sehr reichlich dafür bezahlt werden, daß sie sich alle vierzehn Tage Einmahl hier gemächlich niederlassen und ein Viertelstündchen verweilen. Der Waisenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, ist über und über mit heiligen Bilderchen behangen, und wird, ehe er sein Amt verwaltet, von einem Geistlichen eingesegnet und mit Weihwasser besprützt. Gegen zweytausend Menschen haben sich in den Saal gestopft, und obgleich alle Fenster und Thüren offen stehen, so ist dennoch die Luft dermaßen mit mephitischen Dünsten geschwängert, daß ich fast vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöschen. Wo möglich noch ärger als der Gestank, ist das Geschrey und Pfeifen dieses rasenden Pöbels. Oft muß man sich fragen: bin ich in einem Tollhause? — So oft einer von den ehrenfesten Herren erschien, die bey der Ceremonie präsidiren, wurde er, weil es schon etwas spät war, so wüthend ausgepfiffen, daß der schneidende Ton das Gehirn erschütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichsten Geschrey begleitet. Die erste herausgezogene Nummer (welche der vorsitzende Minister von dem Kinde empfängt, und dann einem hinter ihm stehenden Lazza-

roni mittheilt) fand großen Beyfall, und ein jauchzendes Geschrey erschütterte abermahls das Gewölbe. Die zweyte Nummer hingegen wurde schmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht nachher erdrückt zu werden. Vor der Thüre wurde Geld auf Messen für die armen Seelen im Fegfeuer gesammelt. — Uebrigens saß die Treppe voll bettelnder Krüppel! — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tausende, welche oben schrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein starker Platzregen, aber daran kehrte sich Niemand. Mit und ohne Regenschirme bildete das Volk zu beyden Seiten eine dicke lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnste ausgezahlt werden. So bald oben eine Nummer gezogen war, wurde sie aus dem Fenster einem deshalb bereit stehenden Lastträger zugerufen, dieser setzte sich sogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hause davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängstlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. So bald der Pöbel auf den Straßen den ersten dieser Lastträger von ferne erblickt, so wirbelt auch ein blöckendes Geschrey sich in die Luft; vieke tausend Hände durchsägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen sich alle Lippen, um dem Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Ge-

genstand mitzutheilen; bald aber legt sich der Sturm und Alles wird wieder ruhig, um dem zweyten Lastträger entgegen zu sehen, der nun mit der zweyten Nummer den nähmlichen Lärm bewirkt. — Es ist in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzusehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um sich, als sonst irgendwo, weil der Aberglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich anbaut. — Es ist zum Todtlachen, welchen Alfanzereyen die Neapolitaner bey der Wahl ihrer Nummern vertrauen. Hat z. B. ein Taugenichts, der eben nichts besseres zu thun weiß, den Einfall, fünf Nummern, gleichviel welche, auf die erste beste Wand zu schreiben, und darunter die Bemerkung zu setzen: sie werden sicher bey der nächsten Ziehung herauskommen; so kann man Alles darauf verwetten, daß, unter zehn Lotto-Spielern, die zufällig diese Nummern erblicken, acht sie besetzen. Leider hat die Raserey dieses Spiels auch die untersten Klassen ergriffen, und jeder Lump trägt seinen erbettelten Groschen in die Lotterie. — So dunkel bisher die Farben waren, mit welchen ich den Charakter der Neapolitaner skizzirte, so werden sie doch noch schwärzer, indem ich zum gemeinen Volke herabsteige. Mit allen Gebrechen der obern Stände verbinden sie noch einige dem Pöbel eigene Laster. Dennoch versichern mich Männer von Ansehen, Fremde, welche seit

länger als einem Vierteljahrhundert hier wohnen, das Volk sey im Grunde sehr treuherzig und brav, gleiche gewissermassen dem Deutschen. Ich will und kann nicht an der Aussage dieser Männer zweifeln, denn sie hatten allzuhäufige Gelegenheit das Volk zu beobachten. Auch habe ich selbst seit zwanzig Jahren einen Bedienten, welcher oft lügt, öfter säuft, auch bisweilen stiehlt, und dennoch, trotz aller dieser Laster, eine gute ehrliche Haut ist, die nicht allein mir, sondern gern einem Jeden dient, so viel in ihren Kräften steht. Mir ist also die Möglichkeit klar, daß rohe Menschen, bey großen und groben Gebrechen, doch recht gute Menschen seyn können, denn ihre Laster sind nur Angewohnheiten, aber freylich sehr beschwerliche Angewohnheiten. Diebstahl ist hier sehr häufig, trotz Hängen und Stäupen; ja, man erzählt die drollige Anekdote, daß einst der Henker unter dem Galgen seine Schuhe ausgezogen, um bequemer auf die Leiter zu steigen, und daß, während er sein Amt verrichtete und Aller Augen auf den Dieb am Galgen geheftet waren, ein anderer Dieb unter dem Galgen die Schuhe stahl. Verschiedene strenge und zum Theil sonderbare Polizeygesetze, die man dem jetzigen Ober-Polizey-Minister, dem thätigen Herzog von Ascoli verdankt, beweisen, wie nöthig man gefunden, ungewöhnliche Maaßregeln gegen dieses Laster zu ergreifen. Jeder Fremde

z. B. der in einem Wirthshause wohnt, soll von dem Wirthe ersucht werden, demselben ein Verzeichniß von allen seinen bey sich habenden Kostbarkeiten einzuhändigen. Es steht in des Fremden Belieben, das zu thun oder nicht, im letztern Fall aber soll er dem Wirth eine schriftliche Erklärung ausstellen, daß er das Verzeichniß verweigert habe. Wenn nun der Wirth weder diese Erklärung, noch ein solches Verzeichniß aufzuweisen hat, so muß er, im Fall ein Diebstahl in seinem Hause geschieht, Alles ersetzen. Eben das ist er auch zu thun gezwungen, wenn er den Fremden gar nicht von dieser Einrichtung benachrichtigt hat. Das letztere scheint gewöhnlich der Fall zu seyn, wenigstens habe ich es nur aus der gedruckten Polizeyverordnung erfahren, die ich mir verschaffte. Man ist also in Wirthshäusern vollkommen sicher, und ich rathe daher Niemanden in Privathäuser zu ziehen, wenn er gleich dort etwas wohlfeiler wohnen könnte. Während meines Aufenthalts in Neapel fand ein Baron B —, ein Deutscher, der chambre garnie gemiethet hatte, eines Abends bey seiner Nachhausekunft, alle seine Habseligkeiten gestohlen, ob er gleich seinen Schlüssel dem Lohnlaqueyen anvertraut hatte. Der Kerl wurde auf der Stelle eingezogen, leugnete aber keck die Mitwissenschaft. Ueberhaupt sind die Italienischen Lohnbedienten das ärgste Diebsgesindel,

welches die Erde trägt. Dem Anscheine nach werden sie geringer bezahlt als in andern großen Städten, sie fordern nähmlich nicht mehr als sechs Carlins täglich, (etwa achtzehn Groschen), aber sie wissen sich sehr gut für diese anscheinende Mäßigung zu entschädigen. Denn Einmahl ist es schon Herkommens, daß der Wagenverleiher, von dem der Fremde seine Equipage miethet, ihnen täglich zwey Carlins abgeben muß; sie sehen daher sehr scheel dazu, wenn man dann und wann einmahl zu Fuße gehen will. Zweytens kaufen sie Alles ein, was der Fremde braucht, und berechnen es doppelt hoch. Es nutzt auch zu nichts, wenn man die Sachen selbst behandeln und kaufen will; denn sie stehen hinter dem Fremden, und geben dem Kaufmann mit aufgereckten Fingern ein Zeichen, wie viel Carlin er zum Vortheil des Lohnbedienten mehr fordern soll. Thut er es nicht, so führt er ihm keine Kunden wieder zu. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß der Fürst Ascoli auch einmahl einen seiner wachsamen Blicke auf diese Blutsauger richten möchte. — Gleich den Gastwirthen müssen auch die Wagenverleiher für Alles haften, was demjenigen, der den Wagen miethete, aus demselben gestohlen wird, und können sich, zur Entschädigung, bloß an ihre Knechte halten, weil vorausgesetzt wird, daß sie Sorge tragen müssen, treue Knechte zu wählen. Jeder Miethe-

wagen ist nicht allein mit einer Nummer bezeichnet, sondern auch überdies der Ort daran geschrieben, wohin er gehört, z. B. Napoli, Portici u. s. w. Der beraubte Passagier hat also weiter nichts zu thun, als der Polizey die Nummer anzuzeigen. Ja selbst in dem Falle, daß er keinen Zeugen aufstellen könnte, der gesehen, was er mit sich in den Wagen genommen, soll sein eignes Zeugniß hinlänglich seyn, wenn er sonst ein Mann von gutem Rufe ist. Dieser letzte Umstand ist in der That so hart für den Wagenverleiher, daß wie mich dünkt, nur eine wichtige Ursache ihn entschuldigen kann; und welche andere könnte da seyn, als das Ueberhandnehmen des Diebstahls, dem man selbst durch harte Mittel steuern zu müssen glaubt. Vermuthlich haben sie auch schon gute Wirkung gethan, denn, außer dem oben angeführten Beyspiele, habe ich, während meines Hierseyns, nichts dergleichen erfahren, und von Taschen-Dieberey ist mir gar nichts zu Ohren gekommen. Wenn daher wahr ist, was Gorani versichert, daß ihm fast täglich ein Schnupftuch aus der Tasche gestohlen worden, so ging es entweder damahls ärger zu als jetzt, oder Gorani war ein Elegant, der die Zipfel seiner Schnupftücher zu lang aus der Tasche hängen ließ. Ich habe mich doch auch durch manche Volkshaufen gedrängt, aber nie ein Schnupftuch vermißt. — Eine andere böse Gewohnheit der Neapolitaner

war vormahls das Messerzucken, um es, bey geringen Zänkereyen, dem Gegner in die Brust zu stoßen. Auch hiervon hört man jetzt gar nichts mehr, man kann bey Tag und Nacht so sicher auf den Straßen, als in seinem Zimmer herumwandeln. Diese gesegnete Ruhe hat abermahls eine scharfe Verordnung des Herzogs von Ascoli hervorgebracht. Kein Mensch, wer er auch sey, die Officiere in Uniform bloß ausgenommen, darf bewaffnet auf der Straße erscheinen, oder sich sonst erkühnen, irgend einen Unfug anzufangen; denn außer den von den Gesetzen angedrohten Strafen, wird er noch überdieß auf der Stelle militärisch gezüchtigt, durch Stockschläge, Peitschenhiebe oder am Pranger, (welcher seltsam genug, Berlina heißt). Diesen Verordnungen hat Fürst Ascoli durch eine neuerrichtete, gelb und schwarz gekleidete Garde, Respekt zu verschaffen gewußt, welche sich von den gewöhnlichen Sbirren darin unterscheidet, daß sie auch in die Häuser dringen, und Jedermann ohne Unterschied, auch Offiziers, arretiren darf. Das strenge Gesetz selbst ist aber wiederum ein trauriger Beweis von seiner Nothwendigkeit. Die Italiener überhaupt sind äußerst reizbar und rachsüchtig, wenn auch nicht nachtragend; aber im ersten Augenblicke sind sie ihres Zorns nicht Meister; eine vermeinte Beleidigung wird auf der Stelle gerächt, am

stiebsten, wenn es seyn kann, durch ein blankes Stilet. Ich habe einen jungen Burschen gesehen, den ein anderer mit einem Stein am Kopfe verwundet hatte; er setzte dem Thäter nach, konnte ihn nicht erreichen, wieherte vor Zorn, biß in sein Schnupftuch und zerriß es mit den Zähnen. Dieser seltsame Ausbruch seiner Wuth kehrte öfter zurück, und, nachdem er dem Anschein nach, schon ganz ruhig davon gegangen war, hörte ich ihn noch in der Ferne plötzlich wiederum brüllen, und sah, wie er aufs neue in das Schnupftuch, gleich einem Hunde in den vorgehaltenen Stock biß. Hätte dieser Mensch seinen Gegner erwischt, und hätte der wohlthätige Herzog von Ascoli ihm das Messer nicht genommen, so wäre er sicher zum Mörder geworden.

In Ansehung der Lebhaftigkeit der Empfindung sind die Italiener Kinder, sie schreyen; die Russen Knaben, sie singen; die Deutschen Jünglinge, sie schwärmen; die Franzosen Männer, sie handeln; die Engländer Greise, sie schweigen. Oft hört man hier auf den Straßen ein Geschrey, daß man meinen sollte, es sey ein blutiger Zank; und tritt man näher, so war es wohl gar ein freundschaftliches Gespräch. Daß bey einer solchen Reizbarkeit die Wollust hier zur fürchterlichen Leidenschaft werden mußte, ist begreiflich. — Einen Mißethäter, der einen Knaben mißbraucht und dann

in

in einen Brunnen geworfen hatte, sah ich aufhängen; da eine solche Expedition hier auch eine eigene Nationalphysiognomie hat, so erlaube man mir einen Augenblick dabey zu verweilen. — Der Missethäter, dem das Urtheil gesprochen worden, wird drey Tage vor der Hinrichtung in eine Kapelle geführt, welche in dem Gerichtshause, Vicaria genannt, befindlich ist. Hier bleibt er, bis seine Todesstunde anbricht. Die weiße, vermummte Brüderschaft, deren ich schon öfter erwähnt habe, verläßt ihn keinen Augenblick, bereitet ihn christlich zum Tode, trägt aber nicht bloß Sorge für seine Seele, sondern auch für seinen Leib, indem sie, an Speise und Trank, ihm alles, was er nur wünschen mag, reichen läßt. Bedeutend können die Unkosten dabey nicht seyn, denn gewöhnlich ist eine Schüssel gute Maccaroni der leckerhafteste Wunsch des armen Sünders. Man hat mich aber auch versichert, die Vermummten thäten noch mehr; sie nähmen, wenn der Verbrecher ein Familienvater ist, die schwere Sorge um Weib und Kind von seiner Brust, sie versprächen, sich ihrer treulich anzunehmen, und hielten ihr Wort gewissenhaft, es koste auch was es wolle. Ist das gegründet, so verzeihe ich ihnen gern die Mummerey.

In der Nacht vor dem Tage der Exekution, wird, gewöhnlich auf dem Markte (mercato) ein Galgen errichtet, aber so nachläßig, so unschein-

bar, daß man ihn kaum für einen Galgen anse-
hen sollte; nicht unser gewöhnlicher Dreybein,
sondern bloß ein paar unbehauene Pfähle in die
Erde geschlagen, und ein dritter queerüber gelegt.
Das Ganze ist nicht viel höher als eine Thüre,
und gleicht weit eher einer Feldpforte als einem
Galgen. Eben so gebrechlich, schief und krumm,
zieht, in der Entfernung von wenigen Schritten,
eine niedrige Einfassung von Brettern sich um den
Platz, die an einer Seite offen bleibt. — Ich
hatte mir ein Fenster am Markte gemiethet, dem
Schauplatz gerade gegenüber. Ach! es war der
nähmliche, auf dem einst der junge unglückliche
Conradin von Schwaben sein unschuldi-
ges Haupt verlor. —

Um dem starken Gedränge zu entgehen, war
ich schon um zwey Uhr Nachmittags hingefahren
(erst um vier Uhr sollte die Hinrichtung vor sich
gehen), dennoch umgab schon ein Volkshaufe die
Schranken. Ein Detaschement von berittenen
Dragonern hatte sich jenseits derselben in eine
Linie gestellt, an allen Straßen standen bewaff-
nete Sbirren, und eine Patrouille von Sbirren
umkreiste unaufhörlich den Markt. Nach und nach
sammelte sich der Pöbel bey Tausenden, und
bald gewährte die Menschenmenge einen höchst im-
posanten Anblick. Man erinnere sich, daß in
Neapel jedes Fenster ein Balkon ist; alle diese
Balkons waren mit Menschen vollgestopft. Man

erinnere sich, daß die Häuser in Neapel bloß platte Dächer haben; alle diese Dächer standen gedrängt voll neugieriger Zuschauer; und da die mehrsten Dächer nicht einmahl mit einem Geländer oder Attika versehen sind, die Menschen aber kühn bis an den Rand hervortraten; so sah das ängstlich aus, und man konnte den Gedanken nicht los werden, daß bey dem geringsten Zudrange von hinten, die Vordersten Dutzendweis heruntergestürzt und zerschmettert werden müßten. Der Markt selbst wogte gegen vier Uhr wie ein dichtbewachsenes Kornfeld; ein Gesumse, gleich einem fernen Wasserfall, erfüllte die Luft. Dazwischen hörte man Knaben und Weiber ihr Backwerk und ihre Früchte ausschreyen; denn wo nur Menschen sich sammeln, da findet man auch sicher den Eigennutz in dieser oder jener Gestalt. Die Anzahl sämmtlicher Zuschauer, unten und oben, schätze ich, nach mäßiger Berechnung, auf zwanzigtausend. Natürlich drängte sich das Volk so nahe als möglich an die Schranken, welche den Galgen umgaben; es glaubte um so eher ein Recht dazu zu haben, da bereits viele Officiers, Geistliche und andere wohlgekleidete Leute sich an und auf die Schranken lehnten. Aber es wurde von den Dragonern sehr ernst an Ordnung erinnert. Der kommandirende Offizier, statt sein Detaschement bey Zeiten um die Schranken zu vertheilen, ließ es müßig in einer Linie stehen, war-

tete geruhig ab, bis der Pöbel in dicken Haufen den Kreis umgab, und dann schickte er drey oder vier Mann mit gezogenen Säbeln unter sie. Diese rohen Menschen, um sich nun auch ein Ansehen zu geben, gallopirten mit ihren breiten Schwerdtern, wie Rasende unter das Volk. — Es war fast vier Uhr, als ein vermehrtes Getümmel in einer nahen Straße die Ankunft der Hauptperson des Trauerspiels andeutete. Voraus ritt, in der Mitte von vier oder fünf Dragonern, ein zerlumpter Kerl, der eine blutrothe Fahne trug, und dessen Pferd von einem eben solchen Lump am Zügel geführt wurde. Es waren ehrsame Henker. Als sie unter dem Galgen anlangten, pflanzte der Eine die Blutfahne in den Boden und ließ sie wehen. Darauf zog er seinen Rock aus, streifte die Arme auf, und unterhielt sich dabey lachend mit den Umstehenden. Nie bin ich so versucht gewesen an den Teufel zu glauben, als in diesem Augenblick.

Wohl eine halbe Stunde vor Ankunft des Henkers, hatten schon vier weiße Vermummte eine Bahre in den Kreis getragen, und sich, zum Ausruhen, darauf gesetzt. Gräßlich war nun der Schauplatz verziert. Der Galgen mit darum gewundenem Strick und angelegter Leiter, die Bahre, auf welcher die vier Gespenster ruhten, der Henker mit den aufgestreiften Armen und dem teuflischen Grinsen, neben sich die

Blutfahne und einen Schindersknecht, der ihm glich — mir wandte sich das Herz im Leibe um. — Jetzt näherte sich ein langer Zug von Sbirren, in dessen Mitte flammten die Fackeln der weißen Brüderschaft, vor welcher ein Kreuz, hoch über den Köpfen des Volks, herschwebte. Der arme Sünder war durch die Stadt, bis zu einer Kirche geschleift worden, wo man ihm den letzten geistlichen Zehrpfenning auszahlte, und ihn dann auf seinen eigenen Füßen weiter führte, oder vielmehr trug, denn er war schon halb todt, als er auf den Richtplatz kam. Hier ließ man ihn noch einige Minuten niederknieen und betete ihm vor. Dann legte ihm der Henker den Strick um den Hals, stieg voran die Leiter hinauf, und der Galgenkandidat folgte, zu meinem Erstaunen, fast ohne die Hülfe des Henkerknechts zu bedürfen, sogar rücklings, indem er immer ganz bedächtig erst einen Fuß auf die höhere Sprosse setzte, und dann den andern nachzog. Die Hände waren ihm gebunden, das Gesicht unverhüllt. So bald er oben stand, schlang der Henker den Strick um den Galgen, und brachte mit dessen Befestigung so lange zu, daß ich meyne, diese Zögerung müsse das Schrecklichste für den armen Sünder gewesen seyn. Die weißen Brüder suchten ihm indessen treulich die Zeit durch Beten zu verkürzen, und einer derselben, das Kreuz ihm hinauf haltend, haranguirte sehr laut

von der Seligkeit, die jetzt ihren Schooß für ihn aufthue. Fahle Todtenblässe bedeckte sein Gesicht und schien eben keine Freude über die nahe Seligkeit anzudeuten. — Endlich hatte der Henker seinen Knoten geschlungen, faßte den Missethäter um den Leib und warf ihn von der Leiter hinab. Zugleich sprang er ihm auf die Schultern, ritt auf ihm, und suchte ihm das Genick zu brechen, während seine edeln Helfershelfer sich an die Füße des Unglücklichen hängten, und in der Luft schwebend, sie mit aller Gewalt herunter zogen. Ich läugne nicht, daß diese Manier zu hängen für den armen Sünder im Grunde wohlthätig ist, und daß er auf diese Weise, die Schlinge um den Hals sey noch so stümperhaft gemacht, doch unmöglich lange leiden kann; aber das Schauspiel eines so gewürgten Menschen ist gräßlich. Der weiße Vermummte hielt dem armen Menschen, dem das Genick bereits gebrochen war, immer noch betend das Kreuz ganz nahe vor das Gesicht, vielleicht mehr in der Absicht, dies fürchterliche Gesicht zu verstecken.

Als der Henker meinte, daß der Mensch todt sey, nahm er sich nicht die Mühe wiederum auf die Leiter zu steigen, um herunter auf den Boden zu kommen, sondern er ließ sich ganz gemächlich an dem Gehängten herab. Ich möchte den Kerl wohl in der folgenden Nacht haben schlafen sehen. Hat er ruhig geschlafen, so hat

er schlummernd die beißendste Satyre auf die Menschheit gemacht.

Das Volk hatte sich bis dahin sehr ruhig verhalten; sobald es aber den Verbrecher wirklich baumeln sah, lief es, gleichsam verabredet, von allen Seiten mit großem Geschrey davon. Eben so straks kehrte es jedoch wieder um, den Rest des Trauerspiels mit anzusehen, und ich weiß mir diese allgemeine Volksbewegung auf keine Weise zu erklären. Ein Freund, der neben mir stand, sagte mir, er habe dasselbe schon bey einer kürzlich erfolgten Hinrichtung bemerkt, und es damahls für ein Zeichen der Mißbilligung gehalten, weil der Henker den armen Sünder gequält hatte. Allein diesesmahl waltete jenes Versehen nicht ob, und der Henker hatte sein Amt recht artistisch verwaltet; daher bleibt es mir unerklärbar, was eigentlich das Volk mit seinem Laufen und Schreyen sagen wollte. Die Bewegung, die — weil sie von zehn oder funfzehntausend Menschen zugleich geschah — wohl Schrecken erregen konnte, war schnell wieder vorüber. Man sah ruhig mit an, wie der Todte vom Galgen genommen, auf die Bahre gelegt, und von den weißen Vermummten bey angezündeten Fackeln fortgetragen wurde. Die Sbirren hatten, während der ganzen Exekution, einen Kreis um den Platz geschlossen, und zwar mit auswärts gekehrten Gesichtern. Auch war das blaue,

meist aus Fremden bestehende Regiment fast ganz auf dem Markte, zwar unbewaffnet und nur als Zuschauer, aber gewiß unter der Hand für einen Nothfall kommandirt, denn, da außer diesen, wenige andere Soldaten zu sehen waren, so müßte man annehmen, daß gerade dieses Regiment aus lauter Dilettanten vom Hängen bestünde. — —

Ich kehre zu meiner Skizze des Volkscharakters zurück. Daß der neapolitanische Pöbel faul sey, möchte ich doch gerade nicht behaupten, so oft es auch schon behauptet worden. Er hat nur nichts zu thun, und darum muß er wohl faul seyn, man gewöhnt ihn zur Faulheit, in seiner Natur liegt sie gar nicht. Freylich stehen, zu jeder Tageszeit, Tausende von Müßiggängern auf den Straßen; aber man versuche es nur, man rufe zu irgend einem Geschäft die Lazzaronis herbey, haufenweis werden sie herzu stürzen, um ein paar Gran zu verdienen. Will die Regierung ihre Kräfte benutzen, so kann sie wahrlich viel mit diesem Volke ausrichten. Die Handwerker sieht man doch immer fleißig und emsig vor ihren Thüren sitzen; aber was sollen die dreyßig bis vierzigtausend Lazzaronis anfangen, wenn man sie nicht beschäftigt, sie müssen am Ende wohl faule Tagediebe werden, und natürlich entspringen aus dieser Tagedieberey wiederum alle andere Laster. Doch muß ich zu ihrem Ruhme bekennen, daß sie immer wenigstens

mäßig dabey bleiben, denn nie habe ich einen Betrunkenen gesehen. — — Aus allen diesen, freylich nur flüchtigen Bemerkungen, glaube ich das Resultat ziehen zu dürfen: daß die höhern Stände in Neapel nicht sind, was sie sey sollten, daß die jetzige Generation zum Theile herabgewürdigt und verlohren ist, und daß nur nach und nach durch eine zweckmäßigere Erziehung, vielleicht mit Hülfe der klugen Jesuiten, die unedle Race wieder veredelt werden kann. Das Volk hingegen — dem gebe man nur Arbeit — so wird es bald ein fleißiges, braves und wohlhabendes Volk werden. — Ich darf diesen Artikel nicht schließen, ohne noch eines Zuges zu erwähnen, der in diesem Augenblick dem Charakter der Neapolitaner tief eingedrückt ist; ich meine den glühenden Haß gegen die Franzosen. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten ist dieser Haß tief eingewurzelt. Sie geben sich auch gar keine Mühe ihn zu verbergen, und ich habe Aeußerungen gehört, deren Unklugheit (da sie gegen einen Fremdling ausgesprochen wurden) wahrhaftig nur ein überfließendes Herz entschuldigen konnte. Ihrem Hasse gleicht nur ihre Furcht. Sie lassen sich von den Franzosen alles gefallen. Sie beugen ihren Nacken unter das Joch des Uebermuthes, welcher außer ihrem Vaterlande den Franzosen eigen ist (denn in demselben sind sie meist sehr liebenswürdige Menschen). Einer

meiner Freunde sah jüngst, wie ein besoffener französischer Livreebedienter auf öffentlicher Straße einen Neapolitaner insultirte und auf ihn eindrang, ohne daß dieser wagte, ihn arretiren zu lassen; ja er mußte sich endlich in ein Kaffeehaus zurückziehen, und durch eine Hinterthür fernern Beschimpfungen entschlüpfen. Freylich, wenn der hiesige französische Gesandte Alquier dergleichen erfährt, so bestraft er seine Landsleute streng; aber der Sieger findet gerade in der Flucht des Besiegten immer neuen Reiz zu muthwilligem Frevel. Daher gehen die Neapolitaner den Franzosen so viel als möglich aus dem Wege. Mir ist davon ein auffallendes Beyspiel bekannt geworden. Ein deutscher Kaufmann, ein Fremder, hatte sich zufällig zu einigen französischen Offiziers gesellt; sie wollten miteinander die Königl. Porzelainfabrik besehen, und die Offiziers wollten einiges dort kaufen. Man verweigerte ihnen den Eintritt, unter dem Vorwande, es sey eine ausdrückliche Erlaubniß dazu vonnöthen. Als der Kaufmann sich hierauf von den Offiziers getrennt hatte, ward er zurückgerufen, und ihm zu verstehen gegeben, für ihn sey die Fabrik nicht verschlossen. Er ging hinein und besah sie nach Gefallen.

14.

Miszellen. Einzelne Bemerkungen.

Der Handel, der hier so blühend seyn könnte, bedeutet unter den Inländern sehr wenig. Sie besitzen die herrlichsten Produkte zur Ausfuhr, Korn, Oel, Rosinen, Feigen, Seide, Wolle, Wein u. s. w. Sie haben die vortrefflichsten Häfen am mittelländischen und adriatischen Meere; aber — sie haben keinen Credit. Es geht ihnen wie den russischen Kaufleuten. Sie lassen ihre Waaren durch Fremde verschreiben. Spekulationen auf Neapel zu machen, ist sehr gefährlich, wenn man nicht mit einem guten fremden Hause allhier in Verbindung steht. Die Zahlungen erfolgen sehr unordentlich, und sendet man mehr Waaren hieher, als in drey Monathen verkauft werden können, so ist man sicher, sie auf dem Halse zu behalten. Daher sind auch die ausländischen Waaren sehr theuer, Trotz der Leichtigkeit, sie von allen Seiten zu bekommen.

Es ist eine sonderbare Gewohnheit, die aber auf den Credit der Neapolitaner ein sehr übles Licht wirft, daß, wenn man über irgend etwas mit einem Neapolitaner contrahirt, (z. B. mit

dem Vetturino über eine Reise nach Rom) man nicht ihm, wie in andern Ländern gebräuchlich ist, Geld auf die Hand giebt, sondern sich von ihm welches geben läßt. Unterläßt man diese Vorsicht, so ist man seiner Sache nicht gewiß. Der unbekannte Fremdling hat also mehr Credit als der ansäßige Eingebohrne.

Für Leute, die hier wohnen, ist Neapel ein wohlfeiler Ort, denn alle Bedürfnisse des Lebens bringt die Natur das ganze Jahr hindurch ohne Anstrengung hervor, folglich sind sie zu geringen Preisen zu haben. Fremde müssen freylich, wie überall, mehr bezahlen, und für diese ist Neapel wohl eben so theuer als Paris. Das gilt besonders von der Wohnung. Für einen schön decorirten Saal und vier Zimmer habe ich monathlich hundert und zwanzig Thaler bezahlt, doch freylich in der besten Gegend der Stadt, am Largo del Castello, umgeben von allen Schauspielhäusern, den Vesuv im Gesicht, in einem sehr reinlichen Hause, Albergo del Sole genannt, das von einer liebenswürdigen Engländerin gehalten, und wo man sehr gut bedient wird. Ich empfehle dieses Haus jedem Reisenden, es wäre denn, daß er lieber den Ruhm haben möchte, in dem ersten Wirthshause, la grande Bretagne, zu wohnen, wo man, der Sage nach, ungeheuer ge-

prellt werden soll. — Der Tisch ist gut, aber auch nicht wohlfeil. Der Preis von zehn Carlins (einen Thaler sechs Groschen) für die Portion, war ein ungewöhnlich niedriger, von mir bedungener Preis. Der Wein ist da freylich mitgerechnet, aber den gewöhnlichen hiesigen, unausstehlich süßlichen Tischwein kann man nicht trinken, man muß also die Thränen Christi dennoch apart bezahlen, doch bekommt man für sechs Groschen einen sehr trinkbaren Wein dieser Gattung. Das Brod ist nicht sonderlich und steht dem französischen weit nach. Das Gemüse hat bey weitem nicht die Kraft, wie in nördlichen Ländern; die Kartoffeln und Rüben sind fast nicht zu genießen; nur der Blumenkohl ist gut und wächst ungeheuer groß. Fische und Früchte sind vortrefflich und im Ueberfluß; doch nur diejenigen, welche die Natur ohne Hülfe hervorbringt, Ananas hingegen (deren Erziehung doch auch hier wenig Mühe macht) sind theurer als in Berlin, weil Niemand Treibhäuser hat. — Equipage ist, wie überall, einer der theuersten Artikel für den Fremden; sie kostet täglich vier und einen halben Thaler. Fährt man vollends mit vier Pferden einige Meilen über Land, so ist das eine Ausgabe von neun Thalern. — Die Logen im Schauspielhause sind, wie schon erwähnt, fast nicht zu bezahlen. — Einzelne Plätze darin kann man nicht haben, man muß sie ganz neh-

men, und doch kann man auch kein Frauenzimmer ins Parterre führen. Es ist daher ein Glück, daß man eben nicht in Versuchung geräth, oft ins Theater zu gehen. — Dem Lohnlakayen giebt man gewöhnlich sechs Carlins (achtzehn Groschen) täglich; das scheint im Vergleich mit andern Residenzen nicht viel; aber man hüte sich, diese Menschen sind wahre Blutsauger, sie verdoppeln jede Ausgabe der Fremden und lassen die Hälfte in ihren Beutel fallen. Dabey sind sie unter den vielen Faulthieren in Neapel die allerfaulsten. — Putzwaaren für Damen findet man hier schön und geschmackvoll, aber zu ungeheuren Preisen. — Mit Gemählden und Alterthümern wird man überlaufen. Wer kein Kenner ist, hüte sich sehr vor dem Anführen, lasse auch nicht durch die geforderten Preise sich irre machen, zu glauben, das Ding sey doch wenigstens die Hälfte werth. Etwa ein Drittel muß man bieten, und oft ist das noch zu viel. — In Villa franca kann man Copien von den berühmtesten Gemählden kaufen, welche die jungen Mahler dort in Miniatur, meistens recht schön verfertigen, und sich mit geringem Lohn begnügen. Will man aber Originale kaufen, es seyen Gemählde oder Vasen und Gemmen, so ziehe man ja einen Kenner zu Rathe. Der Steinschneider Rega gilt für den besten, und ich weiß, daß viele Sammler keinen Handel schließen, ohne seinen Ausspruch gehört zu haben.

Eine Volksscene trug sich unter meinem Fenster zu, die eben kein günstiges Vorurtheil für das hiesige weibliche Geschlecht erweckt. Ein Frauenzimmer, in schwarzer Seide sehr anständig gekleidet, mit der hier gewöhnlichen großen schwarzen Kappe über dem Kopfe, gerieth in Streit mit einem andern Frauenzimmer, das, nach seiner weißen Kleidung zu schließen, auch nicht zum Pöbel gehörte. Anfangs disputirten sie eine Weile mit entsetzlichem Geschrey; doch konnte das auch ein freundschaftliches Gespräch seyn, da hier immer geschrien wird. Plötzlich aber gab die schwarzseidene Frau der andern eine derbe Ohrfeige, und empfing auf der Stelle die Bezahlung in gleicher Münze. Hierauf riß die schwarze der weißen die Haube vom Kopfe, schleuderte sie auf den Markt, ankerte mit allen zehn Fingern in den Haaren ihrer Gegnerin und zauste sie gewaltig. Allein die weiße ersah ihren Vortheil, schlug der schwarzen ein Bein unter, und warf sie so geschickt auf das Steinpflaster, daß die entblößten Posteriora das Licht der Sonne begrüßten, und nun hammerte die weiße auf der schwarzen wie ein Koch auf dem Hackebrett. Ein Pöbelkreis von vielen hundert Menschen schloß sich so dicht um sie, daß die Prügelnden kaum Platz übrig behielten, ihre nervigten Arme zu bewegen; Geheul, Geschrey, Ziſchen, Klatschen, Pfeifen, accompagnirten den Kampf; aber keiner nahm sich die

Mühe, die tollen Weiber aus einander zu bringen, sie hätten sich in Gottes Nahmen todtschlagen mögen. Endlich kamen Soldaten, die sie von einander rissen, aber nicht arretirten. Vielmehr nahete sich ein wohlgekleideter Mann, reichte der schwarzen Dame seinen Arm, und führte sie ruhig davon. Für die weiße interessirte sich Niemand, sie verließ als bescheidene Siegerin den Kampfplatz. — Auch diese Frauenzimmer bissen vor Wuth in ihre Schnupftücher, welche Aeußerung des Zornes den Neapolitanern eigen zu seyn scheint. — An allen solchen Begebenheiten nimmt der Pöbel bloß als Zuschauer Theil, hält sich nie verpflichtet, Unglück zu verhüten. Wenn Straßenjungen sich balgen, wird sogleich ein Kreis geschlossen, aber nur, wenn Blut fließt, findet sich einer oder der Andere unter den Umstehenden, der es versucht, sie aus einander zu bringen.

Eine seltsame Furcht haben die Neapolitaner vor dem Regen. Nirgend sieht man mehr Regenschirme als hier, und bey Regenwetter ist es in den vielen engen Straßen äußerst beschwerlich, den Tausenden von Regenschirmen auszuweichen. Es ist lustig zu sehen, wie die Miethkutscher auf öffentlichen Plätzen schnell nach allen Richtungen davon fahren, wenn ein Regenguß sie plötzlich überrascht.

überraſcht. Grade in Augenblicken, wo Miethswagen am nothwendigſten wären, iſt kein einziger auf den Straßen zu finden. Dieſe drollige Furcht gründet ſich, wie man mir ſagt, auf eine Behauptung, die vermuthlich nur ein Vorurtheil iſt, der hieſige Regen ſchade nähmlich der Geſundheit. — Eine gute, nachahmungswerthe Gewohnheit erinnere ich mich nicht ſonſt irgendwo bemerkt zu haben. Wenn nach Platzregen in der Mitte der abhängigen Straßen ſich Bäche bilden, welche der Fußgänger ſehr unbequem durchwaten würde, ſo werden alſobald kleine Brücken auf Rädern dahin gefahren, die ſo lange ſtehen bleiben, bis das Waſſer ſich verlaufen hat.

Die gewöhnlichen Fiacres ſind in Neapel ſehr weit von Eleganz entfernt und beſonders unreinlich. Wie es inwendig in einem ſolchen Wagen ausſehen muß, kann man aus dem Umſtande abnehmen, daß der Miethskutſcher gegen Mittag beyde Thüren öffnet, den Hafer hinein ſchüttet, vor jede der offnen Thüren eins ſeiner Pferde ſtellt, und ſie ſo, mit den Köpfen gegen einander über, aus dem Wagen freſſen läßt.

Gegen Weihnachten finden sich in Neapel Hunderte von Bocksp feifern ein, die in ihren Schaafspelzen, das Rauhe nach außen gekehrt, seltsam gegen die leicht bekleideten Lazzaroni's abstechen. Es sind Hirten aus Apulien und andern oft entfernten Gegenden, die es für Religionspflicht halten, um diese Zeit mit ihren Dudelsäcken nach der Residenz zu wallfahrten, um dort der Mutter Gottes etwas vorzublasen, und so die Hirten nachzuahmen, welche zu Bethlehem die Krippe des Heilandes besuchten. Sie gehen von Haus zu Haus, von Bude zu Bude, und es ist gar lustig zu sehen, mit welcher Andacht sie vor den Marienbildern stehen bleiben, und so, während ihre Lungen blasen, ihre Hände fingern, mit frommen Blicken zu der Madonna hinauf schauen. Ich wundre mich, daß noch kein Mahler eine solche Scene zum Gegenstand seiner Kunst gewählt hat. — Mehrere Wochen vor Weihnachten hört man auf allen Straßen nichts als dieses Gedudel, das doch mit unter recht harmonisch klingt. Die letzten neun Tage vor dem Feste soll es am ärgsten seyn. — Man versichert mich, daß manche Hirten mehr als vierzig Häuser täglich auf diese Weise bedienen. Da jeder Madonna doch wohl eine Viertelstunde gewidmet werden muß, so bläst folglich ein solcher z e h n Stunden hinter einander auf dem Dudelsacke. Welche Lungen!

In einer italienischen Zeitung las ich ohnlängst: Die Deutschen behaupteten alles erfunden zu haben, während andere Nationen sich den Ruhm davon zueigneten, z. B. die Kuhpocken, eine deutsche Erfindung, habe Doctor Jenner in England zuerst in Gang gebracht. Eben so sey die Erfindung des Telegraphen von den Franzosen benutzt worden. Ein gleiches sey mit dem Luftballon geschehen, dessen ein gewisser Moshof zuerst zu erwähnen glaube, worin ihm aber die Italiener zuvorgekommen. (Das Blatt sagt nicht wann und wo?) Knochengallerte habe schon Ploucquet in Tübingen gemacht, Cadet de Veaux hingegen sie ausgeschrieen. Klaviere, welche selbst die Noten niederschreiben, die auf ihnen gegriffen werden, habe Pfeiffer in Stuttgard verfertigt, Stanhope in England sich die Ehre zugeeignet, u. s. w. — Die Italiener hätten aber noch weit mehr Ursache, die wichtigsten Erfindungen, als die Frucht ihres Genies, zu reclamiren. Daß zum Beyspiel eine magnetische, auf Queckſilber schwimmende Kugel die Eigenschaft habe, sich um ihre Achse zu drehen, und dergestalt Länge und Breite anzuzeigen, gebe ein Engländer für seine Erfindung aus. Es ist nicht wahr, sprächen die Franzosen, denn es steht schon in Busch geographischen Ephemeriden vom Jahre 1803. Das kann seyn, rufen frohlockend die Italiener, aber es steht schon im Le-

den eines gewissen Vico, welches 1730 geschrieben und gedruckt worden. — Von Herzen gönne ich ihnen diesen Triumph, und bemerke nur in Ansehung meiner deutschen Landsleute, daß ihnen ganz recht geschieht, wenn andere Nationen ihnen Ehre und Vortheil vor dem Munde wegschnappen, denn immer *schreiben* sie nur und *handeln* nie. Bey ihnen ist alles Hypothese, die höchstens den Erfinder erwärmt, die übrigen trauen den Hypothesen nicht, betrachten sie bloß als eine angenehme Spielerey des Geistes, fürchten sich lächerlich zu machen, wenn sie Geld hergäben, um Versuche anzustellen, selten aber ist der Erfinder selbst ein reicher Mann, der aus eigenen Mitteln Versuche bestreiten kann; so ist er denn gezwungen, seine Erfindung in ein dickes, langweiliges Buch niederzulegen, das Niemand liest, das in wenigen Jahren ganz vergessen wird, bis ein spekulativer Fremdling den verborgenen Schatz aufspürt, das Todte belebt. Dann blättern die Deutschen flugs auch, und sprechen: halt! das haben *wir* erfunden! — Unbedeutender Ruhm! Mit Recht gebührt die Ehre dem, der die Erfindung der Welt nutzbar machte.

Für den zwölften November kündigten die Patres scolàri im Collegio Caravaggio den Anfang ihrer philosophischen Vorlesungen an; die

Neubegier trieb mich hin, wiewohl mit geringer Erwartung. Ich fand eine Art von Gallerie, ringsum mit geometrischen und mechanischen Figuren behangen; zu beyden Seiten einige Bänke, auf welchen sieben junge Leute saßen, im Hintergrunde ein Mann hinter einem Tische, der auch kaum dreißig Jahre zählen mochte; er trug ein Priestergewand und hatte sein Barret neben sich gestellt. Bereits im Vortrag begriffen, als ich hereintrat, stand er sogleich auf, kam mir höflich entgegen, und fragte nach meinem Begehren. Es dauerte eine Weile, ehe er begriff, daß ich bloß in der Absicht käme, ihm zuzuhören; man las das Erstaunen auf seinem Gesichte, über den vermuthlich unerhörten Besuch eines Menschen, dem ein Stern auf das Kleid gestickt war. Er faßte sich aber augenblicklich, wies mir sehr höflich einen Platz an, setzte sich, wiederholte mir kürzlich, was er in der Vormittagsstunde über die Geschichte der Philosophie gesagt hatte, und fuhr dann unbefangen fort, mit einer Suade, einer Wahl des Ausdrucks, die mich eben so sehr in Erstaunen setzten, als die geläuterte Vernunft, die aus jedem seiner Worte hervorblickte. Schon daß er die ganze Philosophie bloß auf Mathematik gründete, war mir völlig unerwartet. Was er sprach, waren freylich lauter bekannte Dinge, für einen auf protestantischen Schulen erzogenen Deutschen; aber es machte mir gro-

ßes Vergnügen, ſie an dieſem Orte, von einem Manne in ſolchen Kleidern wieder zu hören, und ich verließ die Stunde, mit wahrer Achtung für den jungen Mann erfüllt, deſſen Phyſiognomie eben ſo geiſtreich war als ſein Vortrag. Ich fürchte nur, daß die ſieben jungen Leute, die ihn mit offnen Mäulern angafften, wenig davon verſtanden haben. — Von andern philoſophiſchen Vorleſungen iſt mir in Neapel nichts zu Ohren gekommen. Da man nun daſelbſt der Sage nach ſieben hunderttauſend Einwohner zählt, ſo folgt, daß von Hunderttauſenden ſtets nur Einer ſich entſchließt, ein wenig Philoſophie zu ſtudiren.

Der Ritter Calcagni fand in dem merkwürdigſten Jahre ſeines Lebens den ſchönen Vers von Wieland:

Die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube u. ſ. w.

Er überſetzte ihn folgendergeſtalt ins Lateiniſche:

Quae nos per medias heic ducit dextra tenebras,
Postremo nunquam deserit exitio.
Atque ubi spes desit, quo sedibus alliget imis,
Quas satam prorsus anchora jacta ratem:
Haec mente immota maneat fiducia nobis
Quod vis momento vertitur exiguo.

Als er nun von mir hörte, dieser Vers sey von unserm vortrefflichen Wieland, nahm er sich sogleich vor, diesen Fürsten der deutschen Dichtkunst zu lesen, zu studiren, vielleicht zu übersetzen.

Damit meine schönen Leserinnen alles Lateinische in diesem Buche auf einmahl überschlagen können, lasse ich hier sogleich eine merkwürdige Inschrift folgen, die den Vesuv betreffend, an einer Straßenecke in Portici gefunden wird. Zum vollkommenen Verständnisse derselben ist zu wissen nöthig, daß einst ein Ausbruch des Berges Portici verheerte, und daß mehrere Menschen bloß dadurch ihren Tod fanden, daß sie ihre Habseligkeiten, trotz der dringendsten Gefahr, noch retten wollten.

Posteri Posteri
Vestra res agitur
Dies facem praefert Diei nudius perendino
Advortite
Vicies ab satu solis infabulatur historia
Assit Vesaevus
Immani semper clade haesitantium
Ne posthac incertos occupet moneo
Uterum gerit mos hic
Bitumine alumine ferro sulphure auro argento
Nitro aquarum fontibus gravem
Serius ocyus ignescat Pelagoque influente pariet
Sed ante parturit

Concutitur concutitque solum
Fumigat corruscat flammigerat
Quatit aerem
Horrendum immugit boat tonat arcet finibus accolas
Emica dum licet
Jamjam enititur erumpit mixtum igne lacum emovit
Praecipiti ruit ille lapsu seramque fugam praevertit
Si corripit actum est periisti
Ann. Sal. CIↃIↃCXXXI. XVI Kal. Jan.
Philippo IV. rege
Emanuele Fonseca et Zuniga Comite montis regii
Pro rege
Repetita superiorum temporum calamitate subsidiisque
calamitatis
Humanius quo munificentius
Formidatus servavit spretus oppressit incautos et avidos
[Quibus lar et suppellex vita potior
Tum tu si capis audi clamantem lapidem
Sperne larem sperne sarcinulas mora nulla fuge.

Ich habe von dieser, hin und wieder dunkeln und etwas preziösen Inschrift eine Uebersetzung im Lapidarstyl gewagt, die nicht mehrere Worte enthält, als das lateinische Orginal, von der man also, in dieser Hinsicht, wohl nicht mehr fordern kann. Auch der möglichsten Treue habe ich mich befleißigt. Kenner mögen über den Versuch entscheiden. Ich erinnere nur noch, daß das Lateinische sehr treu copirt ist, aber freylich kommen manche Dinge darin vor, die mir unerklärbar sind, z. B. das emica dum licet, wo ich mir eine Abweichung erlaubt habe,

weil selbst wenn man emicat dum licet lesen wollte (wie mir einer meiner gelehrten Freunde vorschlug,) doch nur ein sehr erzwungener Sinn herauskommen würde.

Nachwelt! Nachwelt!
Dir gilts.
Dem Uebermorgen leuchtet heutigen Tages Fackel
Höre!
Zwanzigmahl redet Geschichte seit Lichtes Geburt.
Vesuv entbrannte,
Zögernden stets Jammer bringend.
Ueberraschung droht Wankenden, ich warne:
Des Vulcans Eingeweide bergen
Erdpech, Alaun, Eisen, Schwefel, Gold, Silber,
Salpeter; Wasserquellen schwängern ihn;
Früher, später erglühend, mit eingesaugtem Meere gebährend;
Doch zuvor
Erbebend, den Erdboden durchschauernd
Dampft, blitzt, flammt,
Bewegt er Lüfte
Brüllt grausend, kracht, donnert, verscheucht seine Grenzbewohner.
Entweiche! noch ists vergönnt.
Schon treibts, quillt, ein Feuerpfuhl wogt,
Jäher Absturz verwehrt späte Flucht,
Ergriffen bist du verlohren.
Im Jahre CIↃIↃCXXXI. den 16. December,
Unter König Philipp IV.
Emanuel Fonseca und Zuniga Graf Montreal
Dem Vicekönig,
Wiederkehrte voriger Zeiten Jammer, ihm Hülfe,

Menschlicher je reichlicher.
Gefürchtet, doch Nahrung spendend verschlingt Vesuv nur Wagehälse, Habsüchtige,
Denen Wohnung, Hausgeräth, theurer als Leben,
Drum, bist du weise, höre schreyenden Stein!
Verachte Wohnung, verlaſs Habe, flieh ohne Verweilen!

Keine zwanzig Schritte kann man in Neapel thun, ohne auf eine pomphafte Inschrift zu ſtoßen, die meiſtens an Brunnen, Statuen, Pyramiden u. dgl. angebracht iſt. Ich wette, wenn man ſie alle abſchreiben wollte, ſie würden einen dicken Quartband füllen. Wo viel geſchrieben wird, da wird wenig gethan. Manche lügen recht unverſchämt. Eine z. B. hebt an: Carolus Borbonus, supra omnes retro principes, pacis bellique artibus clarissimus et felicissimus; und wenn man nun fragt, was dieſer Carl von Bourbon, der über alle Fürſten hervorragt, denn Großes gethan hat? ſo findet ſich, daß man beſonders zu der Zeit, als dieſes geſchrieben wurde, nähmlich vor ſeiner Gelangung zum Spaniſchen Throne, auch nicht das Geringſte von ihm zu ſagen weiß. — Aber die That, welche durch dieſe prächtige Inſchrift verewigt wird? — nun ja, die iſt recht gut, recht lobenswerth, ſolcher Thaten verrichtet aber ein

guter König täglich bey Dutzenden. Er hat einen Weg ausbessern lassen, der vorher schlecht war. Solche Dinge auf solche Weise in Marmor verewigen, heißt einen Fürsten herabwürdigen. — Was mir bey vielen tausend Inschriften zu Neapel am lächerlichsten scheint, ist, daß sie alle lateinisch sind. Ich weiß wohl, daß es in andern Ländern auch Sitte ist, was man der Nachwelt sagen will, lateinisch zu sagen, gleich als fürchte man, die Sprache der Nation werde verlohren gehen; aber ich mache mich auch überall darüber lustig. Haben denn etwa die Römer griechische Inschriften, oder die Griechen egyptische gemacht? würden wir nicht einen Menschen auslachen, der jeden Vorübergehenden lateinisch anredete? und vertritt denn nicht ein solcher Stein gleichsam die Person des Fürsten, unter dem das Denkwürdige geschah? — Nicht einmahl im Mittelalter war diese unsinnige Gewohnheit zu verzeihen, obgleich damahls jeder Große und jeder gebildete Mensch lateinisch verstand; aber vollends jetzt! da unter hundert wohlerzognen und sonst kenntnißreichen Menschen gewiß neunzig keine Silbe davon begreifen, und die übrigen zehn kaum einige Worte aus ihren Schuljahren im Gedächtniß behalten haben; jetzt wird eine lateinische Inschrift offenbar bloß für ein halbes Dutzend Gelehrte von Profession verfertigt, die etwa in der Stadt woh-

nen, und alle Jahr einmahl vorbey gehn. Niemand schreibt mehr lateinisch, niemand spricht es mehr; die Sprache hat aufgehört Universalsprache zu seyn, sie hat den Scepter an ihre Tochter, die französische abgetreten, und vernünftiger wäre es, jetzt alle Inschriften französisch zu machen. Ich sage vernünftiger, aber nicht vernünftig; denn was ein Volk der Nachwelt zu sagen hat, wäre es auch das Volk der Mameluken, das soll es in seiner eigenen Sprache thun, damit der Pöbel eben sowohl als die Gelehrten erfahre, was merkwürdiges in seinem Vaterlande vorgieng, oder welche Wohlthäter desselben er zu verehren habe. Enthält die Inschrift vollends Dinge, die gerade den Pöbel belehren sollen, so ist es unsinnig sie in einer fremden, todten Sprache aufzuzeichnen. Da steht unter andern zu Neapel, ich glaube auf dem Platze, der der kleine Molo heißt, eine Pyramide, die auf der verfluchten Stelle errichtet worden, auf welcher der Pöbel den Freyheitsbaum pflanzte; an den vier Seiten erblickt man die wohlgetroffenen Medaillons des Königs, der Königin, des Erbprinzen und der Erbprinzessin, unter jedem dieser Medaillons lange lateinische Inschriften, welche dem Volke beweisen, wie gottlos Revolutionen sind, und wie nothwendig es sey, daß nur ein Einziger herrsche. Von allem dem verstehen die guten Neapolitaner nicht eine Sylbe, und für

die Wenigen, die es verstehen, ist es nicht geschrieben. Die jetzige Generation weiß allenfalls noch die Veranlassung zu dieser Pyramide und vergißt sie nicht; die folgende hingegen bekümmert sich gar nicht mehr darum, und ereignet sich einst einmahl wieder eine Begebenheit, wo eine solche Warnung, wenigstens bey Einzelnen fruchten könnte, so ist es eben so gut, als stellte man einen Herold hin, um Hebräisch mit dem Volke zu reden. — Wie viel könnte nicht durch kurze, zweckmäßige Inschriften, in der Landessprache verfaßt, auf die Moralität eines Volks gewirkt werden! und wie trefflich war die Idee jenes Griechen, der auf alle Hermen am Wege Sentenzen graben ließ, die jeder Wanderer im Vorbeygehen las, nach und nach behielt, sie am heimischen Heerd seinen Kindern wieder vorsagte, bis sie zu lauter Sprichwörtern wurden. In Rußland könnte man die Werstpfähle, und in Preußen die Meilenzeiger vortrefflich zu solchen Sprüchen benutzen. Jetzt stehen, besonders die letzten, leer da, und dienen höchstens einem Handwerksbuschen seinen Nahmen daran zu kritzeln. — Der gewöhnliche Einwurf, den man gegen die neuen Sprachen macht, ist: sie schicken sich nicht zum Lapidarstyl, man könne sich nicht so kurz darinnen fassen, als in der lateinischen. Wäre dieß auch wahr, so müßte doch wohl der erste Zweck Verständlichkeit für Jeder-

mann und nicht Kürze seyn. — (Die neapolitanischen Inschriften sind auch alle so ungeheuer lang, daß sie schon deßhalb nicht einmahl für lateinische Inschriften gelten können.) — Ueberhaupt ist aber der Einwurf unerwiesen; die deutsche Sprache wenigstens kann dem Lapidarstyl sehr wohl angeschmiegt werden. Ich habe im Eingange dieses Buches der Inschrift auf einem Hospital zu Altenburg erwähnt: hülflosem Alter, Ernst. Kann hier das Lateinische kürzer, oder ausdrucksvoller gebraucht werden? und würde die berühmte Inschrift zu Berlin: laesis sed non victis etwas an ihrer Schönheit verlieren, wenn da stünde: Verwundeten doch Unüberwundenen? sie wäre sogar um ein Wort kürzer als im Lateinischen.

Man verzeihe mir die Abschweifung. In Neapel fließt kein Tropfen Wasser aus einem Brunnen, ohne daß eine prahlende Inschrift verkündet, wer die Röhren dazu bezahlt hat. Oft sind auch nur die Röhren da, und es fließt gar kein Wasser heraus. Bey den meißen der vielen tausend Heiligenbilder ist sorgfältig bemerkt, wessen Frömmigkeit sie errichtet hat, ja unter der Bildsäule des heiligen Januarius auf der Brücke, durch welche sich der schon erwähnte Pater Rocco verewigte, haben sich noch ein halbes Dutzend große Herren mit angeflickt, weil sie auch gern

so wohlfeil als möglich in der schönen großen Ewigkeit wären. —

Von dem königl. Schlosse zu Neapel kann ich nichts weiter sagen, als daß es eine schöne, imposante Außenseite hat. Das Innere habe ich bloß bey einer Audienz, und folglich nur wenig davon gesehen. Die Säle, durch welche ich geführt wurde, waren mit hier verfertigten, gewirkten Tapeten behangen, die den Gobelins unendlich weit nachstehen. Die Zeichnungen waren größtentheils abscheulich plump; die Farben lebhaft, beynahe grell. Auf einer Wand hielten Grazien ein Medaillon, die vereinten Portraits des Königs und der Königin vorstellend; der König in Uniform, sehr ähnlich, die Königin aber in einem Kleide und Kopfputz, wie sie vielleicht vor zwanzig Jahren Mode waren, folglich sieht es jetzt abscheulich aus. Wann eher wird man doch einmahl der Thorheit entsagen, sich in der Modetracht abkonterfeyen zu lassen? Jede unserer heutigen Moden ist mehr oder minder abgeschmackt und entstellend; höchstens Wochenlang kann der eiserne Scepter der Mode sie in Ansehen erhalten, und erstreckt sie ihren Einfluß während dieser wenigen Wochen auch auf Bilder, so müssen es große Kunstwerke seyn, wenn sie nicht das Schicksal erleben sollen, auf

den Boden hinter den Schornstein getragen zu werden. — Die Grazien, welche dieses Medaillon trugen, hielten auch einen Zettel, auf welchem die biblische Sentenz aus den Sprichwörtern Salomons stand: rex sapiens dissipat impios (ein weiser König zerstreut die Gottlosen). — Ein paar schöne Marmorbüsten sah ich, die des Kaiser Franz und die des deutschen Helden Erzherzog Carl, dessen biedere und geistreiche Physiognomie dem Anschauer wohl thut.

Ich verlasse Neapel mit der Ueberzeugung, daß es eine sehr liebenswürdige Königin besitze. Manchmahl konnte der Schein gegen sie seyn. Aber außerordentliche Umstände erfordern außerordentliche Maaßregeln. Wem diese glücken, der wird groß genannt; wem sie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin gewiß, die Königin hat immer das Beste gewollt, wo aber die Wege zum Besten in die dicksten Nebel verhüllt sind, da ist der Instinct eines Friedrich erforderlich, um sie tappend zu finden. — Die Königin ist die zärtlichste, liebevollste Mutter ihrer Kinder; ein solches Mutterherz ist auch ein königliches Herz. — „Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück," sprach sie zu meiner Frau, die eben jetzt dieses Glück erwartete: „ich habe siebenzehn lebendige Kinder gehabt, sie waren meine einzige

Freu-

Freude." Es wäre unschicklich, wenn ich alles wiedererzählen wollte, was sie über die jetzigen Zeitläufte, u. s. w. sprach, alles trug den Stempel eines hellen klaren Geistes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortreflichen Herzens.

Dem Erbprinzen ist die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Gesicht geschrieben. Prinz Leopold und die beyden Prinzessinnen scheinen noch ein wenig schüchtern zu seyn. Alle haben sich in deutscher Sprache mit mir unterhalten, die besonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechselseitige Betragen der Kinder gegen die Mutter, und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, ist so herzlich, so ungekünstelt, so häuslich, daß die behaglichste Empfindung sich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es ist auch ein schöner Zug im Charakter der Königin, daß sie noch immer mit so vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihre Vorzimmer tritt, hört man nichts als Deutsch reden, und überall lachen ehrliche deutsche Gesichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geschriebenen Bericht, von allem was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt.

Wenn man nach der Straße St. Lucia geht, so kann man von oben herab in einen großen

Hof sehen, der zu einem Gebäude der Admiralität gehört. Hier ist den gefangenen algierischen Seeräubern erlaubt frische Luft zu schöpfen, und ich habe ihnen zuweilen zugesehen, wie die halbnackten, braunledernen Kerls mit rohen Galgenphysiognomien, sich beym Ballspiel ergötzten, oder mit untergeschlagenen Armen ihre Pfeifen rauchten. Ihrer sind etwa vierzig, alle auf demselben Schiffe zu Gefangenen gemacht. Dagegen versicherte man mich, daß wenigstens viertausend Neapolitaner in algierischer Gefangenschaft schmachten. Auch waren die Algierer, der Gefahrlosigkeit bewußt, bereits so unverschämt dreist geworden, daß sogar Schiffe bey Neapel, wenigstens ein paar Stunden davon, bis Castell al Mare, landeten, raubten, plünderten, wegführten, was ihnen beliebte. Doch jetzt ist die Ruhe zur See für einige Wochen wieder hergestellt; Micheroux nähmlich, der Bruder des Staatssekretairs, der ein Geschwader kommandirt, hat die Barbaresken aufgesucht, sie mit vieler Bravour angegriffen, und sehr übel zugerichtet. Sie haben ihre eigenen Häfen suchen müssen, die See ist in diesem Augenblick ganz rein von ihnen. — Ich machte die Bekanntschaft jenes neapolitanischen Seehelden, er ist eben so galant als tapfer, und spricht von seinem Siege mit großer Bescheidenheit. Eine gute halbe Stunde hielten die Algierer doch das stärkste Feuer aus, ehe sie flohen. Sie waren an Zahl den

Neapolitanern überlegen, doch ihre Artillerie schlecht bedient. — Was nutzt aber dieser Sieg den armen Viertausenden, die fern von der Heimath Sklavenfesseln tragen? und die man dort zu harter Arbeit anstrengt? — Die wenigen Algierer hingegen in Neapel befinden sich recht wohl und thun gar nichts. — Ist es möglich, daß dieses Raubgesindel von so vielen Seemächten noch immer geduldet wird?

Weit schlechter als die gefangenen Algierer, werden die eigenen Galeerensclaven zu Neapel gehalten. Auch sie braucht man sehr wenig zur Arbeit, denn so oft ich am Meere hinab gegen Portici spazieren ging, sah ich sie in einem Kastell hinter doppelten, weit von einander abstehenden eisernen Gittern sitzen, so, daß die frische Luft vom äußersten Gitter bis zum innersten noch einen ziemlichen Raum zu durchlaufen hat, und gewiß nicht rein bis zu jenen Unglücklichen gelangt. Gewöhnlich stehen Weiber und Mädchen vor den Fenstern, die mit ihren Männern und Gelichten, oft weinend, zuweilen auch lachend, sprechen, und ihnen allerley Eßwaren zu reichen sich bestreben. Zu gewissen Stunden des Tages werden sie auf einen kleinen Platz herausgetrieben, der höchstens zwanzig Schritte ins Gevierte halten mag, und der mit hohen, starken Pallisaden eingefaßt ist. Demungeachtet wer-

den noch zahlreiche Detaschemenker zu Fuß und zu Pferde kommandirt, welche den Platz mit geladenen Gewehren und gezogenen Schwerdtern umgeben, um sogleich drein zu schießen und zu hauen, wenn die Sclaven etwa Miene machen sollten, die Palisaden zu überwältigen. Sie scheinen aber gar nicht dazu geneigt, sondern begnügen sich ihre schwarze, wirklich schwarze Wäsche durch die Lücken der Palisaden oder über dieselben hinweg, den Weibern zuzustecken, welche draussen darauf harren. — Wenn in Neapel jemahls ein Gefangener entspringt, so ist es wenigstens nicht die Schuld der Regierung. Wo man in andern Ländern etwa zwey Wächter braucht, da sind hier deren ein Dutzend. Ich habe mehreremahle einzelne, gebundene Menschen zwischen zehn bis zwölf Mann wohlbewaffneter Sbirren ins Gefängniß führen sehen, und wenn ich fragte: wozu so viele? — so war die Antwort: „Wären ihrer nur drey, der gebundene Kerl würde sie überwältigen und davon laufen." — Staatsgefangene werden in wohlverschlossenen Portechaisen getragen, sind aber dennoch von sechs bis acht Sbirren umringt, und ein solcher Zug, dem ich vier oder fünfmahl begegnete, erregte wirklich großes Aufsehn. Ich wundere mich, daß man solche Transporte nicht bey Nacht geschehen läßt. —

Woher mag es doch kommen, daß der russische und italienische Volksgesang so außerordentlich viel Aehnlichkeit miteinander haben? — Besonders wenn man auf freyem Felde in der Ferne einen Italiener singen hört, so sieht man sich plötzlich nach Rußland versetzt — wenn man nähmlich die Augen zuschließt, denn sonst möchten die Oel- und Citronenbäume die Täuschung mächtig hindern. Beyder Nationen Volksmelodien sind offenbar die altgriechischen, was man sogleich hört, wenn man sie mit den griechischen Bruchstücken vergleicht, die Winkelmann aufbewahrt hat. Man will auch noch sonst viel Aehnlichkeiten zwischen dem italienischen und russischen Volke finden; es mag seyn, aber die Russen scheinen mir doch noch ein weit edler organisirtes Volk.

Um die Stärke des Hungers zwar etwas eckelhaft, aber mit großer Kraft zu mahlen, dürfte man nur eine Scene kopiren, die ich mehreremahle beobachtete. Ein Kerl verkauft Melonen, die er in kleine Stücke zerschnitten hat; ein armer Teufel kauft ein solches Stück, verschlingt es, nagt mit den Zähnen die Schale ab, und wirft sie dann weg. Flugs klaubt ein Betteljunge die Schaale aus dem Kothe wieder heraus, benagt sie noch einmahl heißhungrig, und läßt sie nicht ohne Seufzer fallen, bis sie so dünn ist als Postpapier.

Höchst unbequem ist in Neapel das ängstliche Wiegen jedes Piasters, eine Münze, die man zuweilen selbst vom Banquier nicht durchgehends unbeschnitten empfängt; und das Schlimmste ist, daß Niemand, selbst nicht einmahl der Kaffeewirth, sich unterstehen darf eine beschnittene Münze zu nehmen, wenn man sie ihm auch um weit geringern Werth überlassen will. Man ist gezwungen sie wegzuwerfen, oder bey einem allein bevollmächtigten Wechsler umzusetzen.

Schon einigemahl habe ich im Vorbeygehen das herrlichen Neapolitanischen Klima's erwähnt, und bekenne gern, daß es jede Beschreibung übertrifft. Ich hatte mich anfangs vor der Kälte gefürchtet; denn, dachte ich, wo keine Oefen, ja nur selten Kamine angetroffen werden, und wo man dabey auf steinernen Fußböden wandelt, da muß auch der mildeste Winter beschwerlicher fallen, als der harte Russische, dem man durch tüchtige Oefen wohl zu begegnen weiß. Aber ich hatte mich geirrt. In meinen vier oder fünf Zimmern befand sich nur ein einziger Kamin für den Nothfall, und auch in diesem einzigen habe ich nie Feuer machen lassen, obschon ich bis zum sechszehnten December in Neapel blieb. Den ganzen November hindurch hatten wir gewöhnlich über zwanzig Grad Wärme; Tag und Nacht waren gleich warm. Trotz meiner Gewohnheit,

mich schon des Morgens um vier Uhr, zuweilen noch früher, an den Schreibtisch zu setzen, habe ich doch nie die geringste Kälte empfunden. Man bedient sich einer Art von kupfernen Pfannen mit gewölbten Deckeln, in welchen Myrthenreis zu Kohlen gebrannt wird, und die sodann eine angenehme Wärme verbreiten; aber auch diese sind in Häusern, die gegen Süden liegen, sehr entbehrlich, und ich habe sie nie begehrt. Ein paar Tage, wo vielleicht die Wärme bis auf vier oder fünf Grad gefallen war, schienen den Neapolitanern unmenschlich kalt, und alle versicherten, daß man eine strengere Kälte bey ihnen nie erlebe. Ich lachte sie natürlich aus, wenn sie mir mit ihren Mänteln über den Mund geschlagen begegneten. — Die Fußböden werden mit dicken aus Binsen geflochtenen Decken belegt, welche die Wirkung der kühlen Steine gänzlich verhindern. — Fast kein Tag verging, an dem es nicht Abends oder Morgens stark geblitzt hätte; ja zuweilen wurden förmlich starke Gewitter daraus, und ich erlebte eines in den letzten Tagen meines Aufenthalts, welches ein paar hundert Schritte von meiner Wohnung in dem Kastell nuovo einschlug und drey Menschen traf. Zwey oder drey Schritte weiter würde der Blitz ein Pulvermagazin entzündet, und auch mich vermuthlich außer Stand gesetzt haben, seine Wirkung zu beschreiben. Sonderbar, daß

man, bey den vielen Gewittern, keinen einzigen Gewitter-Ableiter in Neapel sieht. — Die Felder draußen prangen alle mit ewigem jungen Grün. Wenige Bäume verlieren ihr Laub ganz, keine Hecke wird kahl. Der Sonnenschein ist oft stechend, fast immer zu warm. Einen Oberrock kann man selten vertragen. — Die Eingebohrnen klagen über den Seewind, Scirocco genannt, und meinen, er spanne ab, mache krank und träge. Ich habe das nicht empfunden, mir hat der Scirocco sehr wohl gethan. So fürchterlich mir sonst sein Nahme klang, so kenne ich ihn doch nur, als einen warmen, lieblichen Zephyr, der mir nie eine unangenehme Empfindung verursacht hat. — Geschwelgt habe ich in dieser himmlischen Luft, dieser bezaubernden Natur, diesen Denkmählern des Alterthums; und dennoch — ich bekenne es freymüthig — dennoch habe ich Neapel sehr gern wieder verlassen, habe mit erleichterter Brust Athem geschöpft, als ich die stinkende Stadt im Rücken hatte, in welcher eine halbe Million mir gleichgültiger Menschen wimmelt. Das eigentliche frohe Leben des Menschen ist unter guten Menschen. Natur und Klima tragen wenig dazu bey. Man gewöhnt sich an Alles, nur an herzlose Menschen nicht. — Lebe wohl! du stolzes Parthenopel ich wünsche nicht dich wieder zu sehen. —

Als ich bey Hofe präsentirt worden war, erschien ein Hofbedienter in meinem Vorzimmer, der mir, im Nahmen aller seiner Kameraden, Heil und Segen zur glücklichen Ankunft wünschte. Ich zuckte die Achseln und gab. Eine Viertelstunde nachher kam ein Hellebardierer (eine Wache in den innern Zimmern des Schlosses) mit demselben Kompliment. Ihm folgten mehrere dergleichen, und zuletzt meldeten sich sogar die Bedienten des Oberstallmeisters, der doch nicht das geringste mit der Präsentation zu thun gehabt hatte. Wollte ich nicht funfzig Piaster auf die Straße werfen, so mußte ich endlich die Leute eben so unverschämt abweisen als sie unverschämt forderten. Man hat mich versichert, daß ein Deutscher Prinz, der kürzlich hier war, auf diese Weise nicht weniger als achtzig Piaster hat ausgeben müssen. Davon weiß natürlich der König nichts! — Hat man bey einem Großen zu Mittag gegessen, sicher finden sich am andern Morgen Einer oder ein Paar von seinen Leuten ein, um sich das Essen dreymahl theurer bezahlen zu lassen, als man es im Wirthshause gehabt hätte.

15.

Die Handschriften der königlichen Bibliothek zu Neapel.

Da bis jetzt über diesen Gegenstand noch nichts durch den Druck bekannt gemacht worden, und ich Gelegenheit gehabt habe, mich näher davon zu unterrichten, so glaube ich allen Liebhabern der Wissenschaften einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich meine Bemerkungen mittheile. Die Bibliothek selbst wurde, der Sage nach, von Robert von Anjou gestiftet, von nachfolgenden Königen ansehnlich vermehrt, besonders auch bey Gelegenheit der Verschwörung der Reichsbarone, deren Güter nachher konfiscirt und alle ihre Bücher hierher gebracht wurden. Die Bibliothek war daher eine der merkwürdigsten, bis Karl VIII., König von Frankreich, das Beste daraus, als eine Frucht seiner Siege, nach Paris bringen ließ; ein Beweis, daß schon damahls die kriegerischen Franzosen die literarische Beute nicht verschmähten. Dennoch blieb noch vieles übrig, und kürzlich ist die Zahl der Handschriften (die sich auf sechs tausend beläuft) durch mehrere Hunderte aus der Vatikanischen Bibliothek vermehrt worden, welche die Neapolitaner den Franzosen zu Rom wieder abjagten, und, als gute Prise, dem Pabste nicht zurück gaben. Dieser Römi-

sehr Theil der Manuskripte ist aber noch in grosser Unordnung, kaum kennt man die Titel derselben, und verlangt der Fremde eins zur Durchsicht, so ist es schwer zu finden. — In einem eigenen Schränkchen werden die sogenannten seltensten Handschriften aufbewahrt. Ihre Seltenheit will ich ihnen nicht abstreiten, aber durch Interesse zeichnen sie sich eben nicht aus. Es sind deren eilfe, von welchen nicht weniger als fünfe, das Officium beatae Mariae Virginis mit schönen gemahlten und goldenen Buchstaben und Bilderchen enthalten. Das sechste Manuskript ist ein Breviarium romanum; das siebente ein botanisches Lexicon, die Pflanzen recht schön mit der Feder gezeichnet, doch nur bis zum Buchstaben C fortgesetzt, weil der Verfasser darüber gestorben seyn soll. Das achte sind ascetische Schriften eines heiligen Franz Borgia. Das neunte betrifft die Literairgeschichte von Venedig. Das zehnte sind die Uebungen eines Knaben, der die Geschichte Frankreichs aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt hat. Aber dieser Knabe war Karl VIII., damahls Infant von Spanien, der Vater des jetzt regierenden Königs. Das eilfte Manuscript endlich ist die eigene Handschrift Tasso's, della Bellezza, welcher die Bemerkung beygefügt ist: in cui con sorpresa ravvisasi dell' immortale autore il peasimo carattere (in der man mit Erstaunen gewahr wird

daß der unsterbliche Dichter eine verdammt schlechte Hand schrieb). Ich kann mich nicht enthalten, hierbey noch ein Pröbchen von der Unwissenheit der Italiener einzuschalten. Als ich Tasso's Handschrift zum erstenmahl sah, versicherte mich der Unterbibliothekar, dieser Tractat (Minturno della Bellezza) wie auch die daran gehängten: (il Cataneo, delle conclusioni amorose und il Ficino dell' Arte) seyen noch nicht gedruckt. Ich traute nicht ganz, sondern befragte mich noch bey einem vornehmen Manne, einem Marchese, der selbst eine sehr ansehnliche Bibliothek besitzt, und für einen der gebildetsten Großen in Neapel gilt. Er bestätigte des Bibliothekars Aussage. Jetzt wandelte mich die Lust an, das sehr unleserliche Manuscript wo möglich zu entziffern und herauszugeben. Schon hatte ich einen ganzen Morgen damit verlohren, als mir glücklicherweise doch noch ein kleiner Zweifel aufstieg; ich ließ mir Tiraboschi und Tassos Werke geben, wo ich denn zu meinem Verdruß und des Bibliothekars Erstaunen, Alles abgedruckt fand. — Nur ein einziges Deutsches Manuscript befindet sich hier, und das ist ein metallurgisches Werk, von Scheidung des Goldes und Silbers, von Münzproben u. d. gl. — Zu meiner nicht geringen Verwunderung stieß ich unter den Persischen und Arabischen Handschriften plötzlich auf einen Codex, welcher Poesien, in Deutscher Sprache enthalten sollte. Man kann denken, mit

welcher Begierde ich ihn ergriff, aber siehe da, es war Englisch, doch mit Deutschen Charakteren, im Jahr 1457, schön geschrieben. Das Buch hebt an mit einer Menge von Recepten für Frauen in Kindesnöthen und einige für andere Krankheiten. Dann folgt eine lange Rittergeschichte in Versen, Sir Benys of Hamptoun, dann eine kürzere vom heiligen Alexius, wiederum eine längere von Libraz Distonyus, und endlich ein Gedicht in fünf Gesängen, dessen Gegenstand eine Griselda ist. Der Abschreiber hat fast jedes Gedicht mit dem drolligen Vers geschlossen: hic pennam fixi, poenitet me si male scripsi. Ich kenne die altenglische Literatur zu wenig, um zu wissen, ob dieser Codex wirklich merkwürdig ist, und will, durch dessen Erwähnung, nur die Engländer aufmerksam darauf machen. Das Wort Deutsche Poesen, ist jetzt, auf meine Angabe des Irrthums, in Englisch verwandelt worden. — Die Griechen und Römer findet man hier in großer Menge, die meisten sehr sauber geschrieben; ich bekenne aber, daß ich für diese Art von Raritäten keinen Sinn habe, und daß mir ein einziges von den verlohren gegangenen Kapiteln des Livius, wenn auch schlecht geschrieben, lieber seyn würde, als der prächtige alte Codex von den Briefen des heiligen Hieronymus, oder die epistolae Basilii magni aus dem eilften Jahrhundert. Ein sehr schön geschriebener Josephus de bello judaico

1403 ist bemerkenswerth. Unter den Römischen Klassikern sind besonders Cicero's Werke fast unzählichemahl anzutreffen. Ueberhaupt besitzt die Bibliothek sehr viele Doubletten, und könnte dadurch, wenn sie mit andern Bibliotheken Europens einen Tauschhandel eröffnete, diesen und sich selbst nützlich werden. Der Arabischen Handschriften sind ziemlich viele, unter andern ein Averroes, ein Werk über die Astronomie, und einige Korans. Eine Sammlung von Türkischen Dichtern hätte ich wohl verstehen mögen. Auch Chinesische und Japanische Handschriften auf Chinesisch Papier geschrieben; die Werke der Rabiner und mehrere dergleichen Kuriositäten mangeln nicht. Doch der eigentliche, vielleicht unschätzbare Werth der Sammlung, liegt in ihrer Brauchbarkeit für die Geschichte; hauptsächlich freylich die Geschichte Italiens, aber da diese mit der übrigen Geschichte von Europa so innig verwebt ist, so muß nothwendig hier noch eine Goldgrube zu bearbeiten seyn. Dem Geschichtsforscher zu Liebe will ich sagen, welche Schätze seiner hier ungehoben warten. Erstens findet er viele Geschichten von Italien oder von einzelnen Staaten desselben, in alten und neuen Zeiten geschrieben, (unter die ältesten gehört eine Historia Insulae Siciliae von 1318); doch die eigentlichen vollständigen Geschichten sind nicht so häufig, und in der That auch nicht so kostbar für den Geschichtsforscher, als zwey-

lens die unendliche Menge von kleinen hiſtoriſchen Schriften, welche einzelne hie und da vorgefallene Begebenheiten erzählen, und meiſtens von Augenzeugen geſchrieben ſind. Ich will einige Beyſpiele anführen: Tiberio Caraſa, Geſchichte des Krieges, in Italien von 1734, mit Karten, Figuren und Plänen von Städten, Alles mit der Feder gezeichnet. Eine Sammlung von hiſtoriſchen Memoiren in ſechs Bänden. Borelli apparatus historicus ad antiquos Chronologos illustrandos, ex vetustissimis documentis Neapolitanorum Archivorum collectus et alphabetico ordine dispositus, vier Bände. — Sammlung verſchiedener Begebenheiten, die im fünfzehnten Jahrhundert vorgefallen. — Domenico Romano, Aufzählung der Dienſte, welche Meſſina den Kaiſern und Königen geleiſtet, die es beſeſſen, ſeit dem Römiſchen Reich bis 1671. — Geſchichte der Ermordung Alexanders von Medicis durch ſeinen Bruder Lorenz — und hundert andere dergleichen einzelne Schriften. Ich habe natürlich keine Zeit gehabt, ſie alle durchzugehen, ihr Werth mag ſehr verſchieden ſeyn; doch habe ich genug geſehen, um behaupten zu können, unter dreyen werde Eins die Mühe des Durchblätterns belohnen. — Dem letztgenannten Codex iſt eine Liſte angehängt, die gleichfalls in mancher Hinſicht merkwürdig iſt, nähmlich eine Liſte aller derjenigen Perſonen, die ſeit dem Jahre 1420 bis 1600 zu Florenz hingerichtet worden, mit Bemerkung ihrer Ver-

brechen. Sie trägt das Gepräge der größten Authenticität, denn sie ist aus den Registern der schwarzen Bruderschaft gezogen, welche zu Florenz (wie es überhaupt in Italien üblich) die Verbrecher zum Tode bereitet und zur Richtstätte führt. Es sind sonderbare Fälle darunter.

Ich wiederhohle, daß es solcher Sammlungen von kleinen historischen Schriften, gewöhnlich unter dem Titel: Miscellanea, bey hunderten giebt. Besonders ist jeder Aufruhr, jede Verschwörung, gewiß mehremahl von Augenzeugen erzählt worden. Die Processe gegen berühmte Verbrecher füllen einen eigenen Codex. — Eine dritte sehr wichtige Quelle für die Geschichte sind die vielen Sammlungen von eigenhändigen Briefen, Billetten, Memorialen, Berathschlagungen, Notizen, Instruktionen u. s. w. von den größten und bekanntesten Staatsmännern. Ich nenne z. B. das Tagebuch des Herzogs von Osuna; Instruktionen des Kardinals Mazarin an Französische Gesandten am päbstlichen Hofe; Antonii Galatei Briefe über die Erziehung Ferdinands von Aragonien u. s. w. Ich kann versichern, daß diese Sammlungen außerordentlich zahlreich, und jede einzelne sehr reichhaltig ist. Eine derselben besteht z. E. aus zehn Bänden und begreift die Jahre 1650 bis 1720. — Endlich viertens findet der Geschichtsforscher gewiß interessante Aufschlüsse in

der großen Menge von Familien-Nachrichten, die hier aufbewahrt werden. Es ist vielleicht keine adeliche Familie in ganz Italien, deren Begebenheiten hier nicht anzutreffen wären. — Unvermuthet stößt man auch bisweilen auf Schriften, die einem Geschichtschreiber der nordischen Staaten sehr willkommen seyn würden. Dahin gehört z. B. Alexander Cilli, Erzählung der Begebenheiten, die sich in Polen, drey Jahr hintereinander, unter Sigismund III. zugetragen haben. Geschrieben zu Cracau 1609.

Ist Jemand ein Liebhaber von der Kirchen-Geschichte, so öffnet sich ihm abermahls ein weites Feld. Der Schriften, die Beziehung auf die Verhältnisse des päbstlichen Stuhls zu den europäischen Fürsten haben, sind unzählige. Dann giebt es eine Menge Processe von canonisirten Heiligen; — viele Schriften für und gegen die Einführung der Inquisition; — für und gegen die Rechte der Geistlichkeit; — eine Sammlung alles dessen, was gegen die Jesuiten in China verhandelt worden; — Geschichte aller Ketzereyen, (z. B. Remondo Istoria dell' Eresie del Secolo XVI.) — manche theologisch-philosophische Abhandlungen, (z. B. über die kitzliche Frage: warum Gott lieber das Gute aus dem Bösen gezogen, als das Böse ganz verhindert hat?) — Geschichten der Concilien u. s. w. Der Kardinal Seripando, der zu seiner Zeit in hohem Ansehn stand, hat diese Klasse von Ma-

nuscripten durch eine große Menge seiner eigenen Werke sehr ansehnlich vermehrt. Es finden sich dabey, außer seinem Tagebuch von 1514 bis 1562, und seinem Testamente, auch sehr viele Originalbriefe von großen Herren, Prinzessinnen, Kardinälen, Mönchen, u. s. w. nebst seinen eigenhändigen Antworten. — Ueberhaupt sind die Brief-Sammlungen von mehr oder weniger berühmten Personen äußerst zahlreich. Es scheint in Italien wenigstens vormahls Sitte gewesen zu seyn, wenn ein nicht unbedeutender Mann starb, seine hinterlassenen, empfangenen und geschriebenen Briefe, sogleich zu sammeln, einen oder mehrere Bände daraus zu machen, diese mit vollständigen, mannichmahl raisonnirenden Verzeichnissen zu versehen, und so in Privat- und öffentlichen Bibliotheken aufzubewahren. Die Sitte ist gewiß löblich, und manches factum, welches die Zeit verunstalten, oder ganz in das Grab der Vergessenheit werfen würde, erhält sich für die Nachwelt. Ich nenne einige der interessantesten Sammlungen: Nogarola, Briefe an seine Freunde und ihre Antworten, vom Jahre 1400. — Epistolarum familiarium Lib. I. es kommen zwey ungedruckte Sonnette und ein Canzone von Petrarch darin vor. — Petrarchs lateinische Episteln. — Briefe berühmter Männer. Es ist einer von Tasso an Pellegrino darunter, dessen Inhalt zwar nicht von Bedeutung ist, aber in welchem noch einige Gedanken vorkommen, aus denen man Tasso er-

kennt. „Dein Buch, sagt er z. B., habe ich „von dem Toskanischen Gesandten, und dann „auch von Signor Attendolo empfangen; beyde „Männer sind würdig, nicht allein es zu lesen, „sondern auch zu loben." — Die Liebhaber der Dichtkunst finden noch von Petrarch Carmina latina, Bucolica, ein Liber rerum senilium 1374 geschrieben, ein Libro de' trionfi mit Randglossen, und eine lateinische Uebersetzung von Tasso's befreytem Jerusalem. Sie finden außerdem noch eine große Menge Gedichte von meist ziemlich unbekannten Verfassern, ich nehme den Pabst Aeneas Sylvius aus, der, zu meiner Verwunderung, Epigrammata de amoribus Pamphyli hinterlassen hat. Schon vom Jahre 1372 giebt es Gedichte eines gewissen Antonio Bucza. Auch ein Codex mit Poesien in Provenzalischer Sprache ist vorhanden. Ein gewisser Bragaccia hat die artige Idee gehabt, in einer Reihe von Madrigalen, ein junges Mädchen zu schildern, das Nonne wurde. Sie heben mit ihren ersten Empfindungen über diesen Gegenstand an, das vorletzte mahlt ihren Eintritt ins Kloster, und das letzte, ist ihr Dank an die Gespielinnen, welche sie begleitet haben. Unter der ungeheuern Anzahl von Schauspielen ist mir ein bekehrtes Sachsen aufgefallen, und eine Maria Stuart von della Valle — Den Aerzten, deren Kunst mir ganz fremd ist, weis

ich weiter nichts zu sagen, als daß sie auch nicht leer ausgehen. Es sind mir viele medicinische Bücher aufgestoßen, auch Recepte genug, in welchen Perlen, Corallen, Ambra, Todtenknochen u. dgl. nicht geschont waren. Auch die Juristen werden trockenen Stoff genug zu trockener Unterhaltung finden. — Den Physiognomisten empfehle ich nicht allein den alten Porta über die Physiognomie, (ein Codex der zwar defekt ist, aber dennoch weit mehr enthält als gedruckt worden) sondern auch einen andern physiognomischen Altvater, Peter Niptoni wohlbeleibten tractatus de physiognomia, der schon 1488 geschrieben worden, aber mit Buchstaben, welche zu lesen ich nicht geübt genug bin, obschon viele derselben schön bunt gemahlt sind. Auch über die Kabalistik hat Porta einen Hebräischen cum characteribus theutonicis geschriebenen Codex hinterlassen, dessen geheimnißvolles Aeußere schon zur Genüge andeutet, daß ohne Zweifel die Kunst Gold zu machen darinnen verborgen ist. — Die Antiquare finden, unter mehrern Dingen, die in ihr Fach schlagen, ein Werk von zehn Bänden, von Ligorio, betitelt Antichità. Es handelt von Epitaphien, Inscriptionen, Griechischen und Römischen Münzen, Maaß und Gewicht u. s. w. Ein Tractat von Pontanus de tumulis, schien mir bemerkenswerth.

Bey der jetzigen politischen Lage der Dinge, würde vielleicht der Russische Hof ein Manuscript

vom Jahre 1716 benutzen können. Es heißt: Nouveau traité ou projet sur la defense de l'Isle de Corfou. Es wäre doch der Mühe werth, es von einem Kunstverständigen prüfen zu lassen. Was nutzen denn alle die Sammlungen von Handschriften, wenn man sie immer im Staube liegen läßt, und nicht bey Gelegenheit Vortheil daraus zieht? Wäre ich König, mein Bibliothekar müßte mir, bey jeder politischen Veränderung in Europa, sogleich anzeigen, welche Manuscripte, die sich auf den Gegenstand der Veränderung beziehen, in meiner Bibliothek vorhanden wären. —

Ein Itinerarium totius orbis von 1484 wird vielleicht den Geographen interessant scheinen; so wie den Musikern ein sehr alter Dialogus de musica von einem Abt Oddo geschrieben. —

Jetzt will ich noch von denjenigen Handschriften reden, welche aus der Vatikanischen Bibliothek hierher gekommen sind, und welche durchblättert zu haben, mir um so angenehmer ist, da der Bibliothekar mir im Vertrauen gestand, es sey noch sehr ungewiß, ob man sie behalten werde, weil man täglich erwarte, daß der Pabst sie wohl zurückfordern könne. Die Hauptbestandtheile dieser Sammlung sind dieselben, nur hat das Ganze natürlich eine mehr päbstliche Physiognomie, denn es wimmelt von Geschichten

der Conclaven, von Decretalien u. dgl. Von den lezteren ist eine schön verzierte und mit Randglossen versehene Handschrift aus dem fünfzehnten Jahrhundert vorhanden. Der Miscellaneen sind sehr viele, man muß sie aber nothwendig selbst durchsehen, wenn man einen Begriff von ihrem Inhalt sich erwerben will. Denn oft sind die heterogensten Dinge zusammen gebunden, z. E. Wunderwerke, Vorstellungen an die Churfürsten im dreißigjährigen Krige, theologische Disputationen und Inschriften auf österreichische Kaiser. Für die Geschichte merkwürdig ist eine Sammlung in zehn Bänden, deren Titel: Politische Schriften, Instruktionen an die Nunzien, Berichte von verschiedenen Geschäften des Römischen Hofes mit den Höfen von Europa, und andere Weltbegebenheiten vom Jahre 1500 bis 1600. Da der Römische Hof sich bekanntlich in Alles mischte, so ist kein Zweifel, daß man hier nicht Erläuterungen fast über jeden Punkt der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts finden sollte. — Mehrere Bände Annotationen zu den Annalen des Baronius, ferner: Annali ecclesiastici e profani, scheinen mir auch historischen Werth zu haben.

Ich ergreife eine andere Handschrift. Sie enthält verschiedene gelehrte Abhandlungen, eine astronomische, eine Betrachtung über die Tugenden und Fehler Alexander des Großen, eine

Schilderung des Julius Cäsar u. s. w. Zum Theil von des ungenannten Verfassers eigener Hand geschrieben. Eine Sammlung von Sentenzen, unter dem Titel Heldengesinnungen, von 1680, sind vermuthlich zum Behufe eines Fürsten abgefaßt, denn die meisten derselben enthalten gute Lehren für Fürsten, z. B. „Es gibt Leute die allerley verstehen, zu allerley zu gebrauchen sind; Fürsten sollten nur Eins verstehen: regieren." — „Wenn die Fürsten ihre Pflichten kennten, Niemand möchte Fürst seyn." — Es sind aber auch eine Menge andere, zum Theile recht gute Sprüche für alle Stände darunter, z. B. „Einem Schurken Dank schuldig seyn ist ein großes Unglück." — „Ehe die Menschen das kleine Wort, ich weiß nicht, aussprechen, ehe sagen sie lieber tausend Albernheiten." — „Größe gleicht dem Wohlgeruch, wer ihn an sich trägt, empfindet ihn nicht mehr." — „Das glücklichste Leben wäre ein Unglück, wenn es nie endete." — „Man bemüht sich ängstlicher gut zu scheinen als gut zu seyn." — „Die Jugend soll ein Fieber seyn; o möchte ich doch mein ganzes Leben hindurch phantasiren!" — „Bequemlichkeit macht glücklicher als Reichthum und Größe." — „Kleine Spitzbuben, große Narren." — „Nur schweigende Bewunderung ist ein Gebet, Gottes würdig." — Schade daß der wackere Verfasser

ein großer Weiberfeind ist. Das weibliche Geschlecht nennt er sehr drollig: „eine große Verlegenheit, aus der ein ehrlicher Mann sich kaum mit Ehren zu ziehen weiß. — Glückliche Ehen, meint er, gäbe es gar nicht, weil Liebe und Ehe sich nicht vertrügen, und der Mensch allzuglücklich seyn würde, wenn es anders wäre. Dennoch äußert er von der Liebe mitunter sehr zarte Begriffe. „Wahre Liebe, sagt er unter andern, will nur lieben. Treue in der Liebe ist nicht Verdienst, sondern Nothwendigkeit." — Die Frömmigkeit seines Zeitalters verleitet ihn mitunter zu Paradoxen, die mir sehr gewagt und sehr falsch scheinen. Z. B. „Man muß mit den Menschen leben wie mit Kranken, man muß alles von ihnen leiden." — Oder: „wenn uns auch Gott ausdrücklich geschaffen hätte, um ewig wie Fackeln in der Hölle zu brennen, so verdiente er dennoch unsere Liebe und Anbetung." — Ich bekenne, daß ich einer solchen frommen Ergebung unfähig wäre. Das Ganze schließt mit den Worten: „Diese Gedanken sind von einem Manne, der Niemand hintergehen mag, und Niemand fürchtet." — — Ich schlage eine andere Handschrift auf und finde ein Schauspiel, der heil. Bonifaz genannt, von einem Kardinal Ruspigliosi. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, braucht es bloß die handelnden Perso-

ten anzuführen: Die streitende Kirche. Die triumphirende Kirche. Aglael (eine allerliebste Zusammensetzung). Der heil. Bonifaz. Ein Dragoner-Capitain. Ein Schutzengel. Der Teufel. Lucinde. Ein Chor von Soldaten. — Ueberhaupt sind die vielen vorhandenen Gedichte meistentheils Ausbrüche eines verbrannten oder verrückten Gehirns. Ein Mensch hat z. B. auf Clemens XI. eine Lobschrift verfertigt, die prächtig auf Pergament geschrieben ist, und hat sich die ungeheure Mühe gegeben, sie ganz und gar aus Stellen der Bibel zusammen zu setzen, so daß von ihm selbst keine Sylbe dabey ist. Aber er hat nicht etwa ganze Sprüche oder Perioden aus der Bibel genommen, sondern immer nur einzelne abgerissene Worte, wie er sie eben brauchte; auf dem breiten Rande citirt er sodann die Stelle, wo die paar Worte in der Bibel zu finden sind. Mühsam mag die Zusammensetzung gewesen seyn, aber sinnreich wahrhaftig nicht; denn natürlich enthält die Bibel alle nur mögliche Phrasen, die ein Lobredner nöthig haben kann. — Ich wende mich von dieser Spielerey zu einem merkwürdigen Codex aus dem siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der aus lauter den Päbsten überreichten Plänen zu Emporbringung der schönen Künste und aus andern Memoires über Alterthümer besteht. Den Anfang machen

mehrere ausgearbeitete Projekte zu Errichtung einer Mahlerakademie, die auch nachher wirklich zu Stande kam. Die Nothwendigkeit der guten Erziehung eines Mahlers wird unter andern durch das Beyspiel Titians erwiesen, der seinen Collegen Tintorettozum Hause hinausgeworfen hatte, und Jean Calvarts, der den armen Dominichino derb durchprügelte. — Hierauf folgt ein lehrreicher Unterricht, wie eigentlich Beschreibungen von Gemählden, wenn sie für Mahler verfertiget werden, eingerichtet seyn sollen. — Ein 1542 ausgestellter Befehl, acht und fünfzig Kisten mit Antiken für den König von Frankreich frey passiren zu lassen, hat wohl weiter nichts merkwürdiges, als daß Michel Angelo ihn unterzeichnet hat. — Aus einer an den Pabst gerichteten Klage lernen wir, daß unter der nachläßigen Aufsicht eines Bartoli, viel Antiquitäten verschleppt, im Grunde neuer Häuser vermauert, ja wohl gar in den Kalkofen gesteckt wurden, zu großem Schaden der Gelehrsamkeit und noch größerm Ekel der Fremden. Der Pabst wird daher gebeten, einige neue Aufseher zu ernennen, die gern ohne Gehalt, um der Ehre willen dienen würden; man schlägt dazu unter andern den berühmten Maffei vor. Für das, was Merkwürdiges in den Weinbergen gefunden werde, möge der Pabst einen Ort bestimmen, etwa den großen Corridor vor der vatikanischen

Bibliothek, der dann bald gleichen Ruhm, wie die Arundelsche Sammlung zu London erreichen werde. — (Wie viel der herrlichsten Alterthümer mögen schon in Kalk verwandelt worden seyn, ehe ein Kunstbeschützer diese Vorstellung wagte!) — Ein anderes Memoire vom Jahr 1700, unterzeichnet Montani, zeigt an, welche Reparaturen unumgänglich nothwendig seyen, um den gänzlichen Ruin des Colosseums zu verhindern. Auch von den Triumphbogen des Constantin, Severus, Titus, vom Friedenstempel u. s. w. ist die Rede darinnen. (Ich meine, wenn das mit dem Repariren so fortgeht, wird man nach einigen hundert Jahren, zwar noch die Gestalten der antiken Gebäude sehn, aber aus lauter neuen Materialien zusammen gesetzt.) — Eine bittere Klage über die Kirchenvorsteher der in den Bädern des Diocletians errichteten Kirche. „Sie haben sich, heißt es, alle Mühe gegeben, dieses herrliche Gebäude durch ihren schlechten Geschmack zu verhunzen, und haben sichs noch obendrein viel Geld kosten lassen. Aus einer großen Kirche ist eine kleine geworden. Die Wände sind überweißt, wodurch der schöne antike Anstrich verloren gegangen. Die prächtigen Kapitäler der acht kostbaren Granitsäulen sind überweißt, und in den Fenstern Stuccaturarbeit angebracht, wie man sie sonst nur in kleinen Dorfkirchen gewahr wird.“ — Es werden verschiedene Vorschläge gethan,

diesem Unfug abzuhelfen. — Eine Bulle Pius II., vom Jahre 1464, die sich gleichfalls in diese neuere Sammlung verirrt hat, thut alle diejenigen in den Bann, welche sich an Alterthümern vergreifen würden, und es gefällt mir wohl, daß der Pabst, sich in den Zeitgeist fügend, als Grund seines strengen Verbots, die Ursach angibt: „Weil diese Ruinen die Zerbrechlichkeit aller menschlichen Dinge so laut predigten.“ — Von dem weiter oben wegen Nachläßigkeit und Unwissenheit verklagten Bartoli findet sich nun eine weitläuftige Rechtfertigung, wie auch Klagen desselben, besonders über die Engländer, die so viel der besten Kunstwerke aufkaufen und heimlich wegsenden. Der Pabst hat neben jeden Punkt seine Resolution eigenhändig geschrieben, aber so unleserlich, daß ich sie nicht entziffern konnte. — Merkwürdig ist ein eigenhändiges Schreiben von Carl Maratto von 1706, an die Mahlerakademie, worinnen er sich mit vieler Wärme eines gewissen Martinelli annimmt, den die Akademie aus ihren Registern ausstreichen wollte. Die Antwort darauf ist aber abschlägig, weil die Sache sich ganz anders verhalte. — Ein Rapport an den Pabst wegen eines alten Mauerwerks, welches eben niedergerissen wurde; es sey nähmlich nicht eigentlich antik, sondern habe zu einem Thurm gehört, den Leo IV. im Jahr 849 gegen die Einfälle der Saracee-

nen erhaute. — Sonst findet man noch in diesem Codex die der Mahlerakademie ertheilten Preßmien; Briefe über gefundene Statüen und Inschriften; Liste der Statüen im Pallast Farneſe; viel Schriften über den Transport der Säule des Antoninus Pius, Beschreibung und Zeichnung der dabey gebrauchten Maschinen u. ſ. w. (Ich hoffe, Kunſtliebhaber werden mir verzeihen, daß ich bey dieſer Sammlung ſo weitläuftig geweſen bin.) — Eine dicke Sammlung von eigenhändigen Briefen großer Herren aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert, größtentheils an den Cardinal Cybo gerichtet, wird theils durch die verhandelten Geſchäfte, theils auch die Nahmen ihrer Schreiber bemerkenswerth; die letzten ſind: Kaiſer Leopold; die Könige Amadeus von Sardinien und Johann von Polen; die Churfürſten Emanuel und Joſeph Clemens von Bayern, Anſelm von Mainz, Philipp Wilhelm von der Pfalz, Johann Hugo von Trier; die Pfalzgrafen am Rhein; die Herzoge von Hollſtein, Parma u. ſ. w. die Grafen Dietrichſtein, Harrach, Königseck und viele andere. — Ein Julius Caballus hat unter dem Großherzog Ferdinand II. einen dicken politiſchen Traktat geſchrieben. — An einem ſtarken Band Gedichte, von Ottavio Tronſarelli, wird hoffentlich nichts verloren ſeyn; des Verfaſſers eigene Handſchrift iſt ſehr unleſerlich. — Bacchi und Giunotti haben mit

läufige Geſchichten von Florenz geliefert. — Eine Biographie des Cardinal Dominico Cecchini iſt von ihm ſelbſt geſchrieben, und erhält dadurch, wenigſtens für mich, ein Intereſſe; denn ich ſehe gar zu gern, wie ein Menſch ſich ängſtlich müht, zwiſchen den beyden Klippen, Wahrheit und Eitelkeit, hindurch zu ſchiffen. — Das Leben des Dante ſchien manches neue zu enthalten. — Ein Codex: zuerſt unbedeutende Orationen von allerley Gattung; dann folgt ein Gebet an den heiligen Stropyinus! — Intereſſante Briefe und endlich eine Liſte aller der Stellen im Dante, die gefährlich zu leſen ſind, beſchließen dieſen zuſammengewürfelten Codex. — Ein heroiſches Gedicht, Carl V., von einem Marcheſe Santinelli; es hat zwanzig Geſänge, und jeder Geſang über hundert Stanzen. Wer hat den Muth es zu leſen? — Philoſophiſche Miscellen von Ventuſelli, ein ſtarker Band. Er enthält unter andern eine Abhandlung über die Seele, von der man damahls eben ſo wenig wußte als jetzt. — Hiſtoriſche Miſcellen, kleine merkwürdige Schriften, z. B. eine Relation vom Jahre 1551 eines gewiſſen Bernardo, der damahls Bailo zu Conſtantinopel war. Uebrigens enthält dieſer Codex auch viele juriſtiſche Reſponſa, ein neuer Beweis, wie wenig man ſich auf die Titel der Handſchriften verlaſſen kann. — Poli-

tische Nachrichten und Bülletins vom Jahre 1709 aus allen den vornehmsten Städten von Europa. Es gehört viel Geduld dazu, sie zu lesen, aber man findet auch gewiß nirgend bessere Aufklärung über die damahlige Zeitgeschichte. Unter andern ist eine Zusammenkunft der Könige von Dännemark, Polen, Preußen und des Churfürsten von Hannover zu Berlin, erzählt, wo von der Wiedereinsetzung des Königs August unterhandelt wurde. — In einem Bande Miscellen, der mit der Geschichte der goldenen Rose anhebt, (eine päbstliche Feyerlichkeit) findet sich auch eine Liste derer Gelehrten, welche Caspar Scioppius persönlich gekannt hat, mit kurzen Schilderungen derselben, von ihm selbst bey jedem Nahmen geschrieben. — Von Tassoni annales ecclesiastici fehlt der erste Theil. Der zweyte fängt mit dem Jahre 1201 an. — Eine dicke Sammlung von Comödien eines Delfini; sie scheinen zum Theil recht interessante Pläne zu haben. — Eine lateinische Geschichte der Einnahme von Jerusalem und Antiochien. Der Verfasser hat sich nicht genannt. — Miscellen, politischen Inhalts, zum Theil sehr merkwürdig. Z. E. Vota zweyer Cardinäle über Carl des Fünften Entsagung des Reiches. — Geheime Capitulationen des Herzogs von Alba. — Medicinisches Gutachten zweyer Aerzte über eine ansteckende Krankheit in Agro-

tridentino, morbus lenticularis genennt, von 1547. Es war ein peſtilenzialiſches Fieber, wobey ein linſenartiger Ausſchlag erfolgte, und weshalb das Concilium von Trient nach Bologna verlegt wurde. Es wäre wohl der Mühe werth zu unterſuchen, ob dieſe Krankheit nicht Aehnlichkeit mit dem heutigen gelben Fieber hätte? — Ein lateiniſcher Codex, eine gute Spanne dick und ſehr klein geſchrieben, handelt bloß von den abſcheulichen Sitten der Ketzer, de nostri temporis pravis haereticorum moribus, und iſt Paul V. dedicirt. Hier iſt klar bewieſen, daß ein Ketzer weder ſtark im Kriege noch treu im Frieden ſeyn kann, daß er die Freundſchaft nicht kenne u. ſ. w. Bald werden ſchreckliche Laſter, bald Lächerlichkeiten den Ketzern angedichtet. Einmahl ereifert ſich der fromme Verfaſſer auch über die böſe Gewohnheit, in den ketzeriſchen Schulen, von den äſopiſchen Fabeln unmittelbar zu der Theologie über zu gehn. — Histoire de la reine Christine, l'Auguste, ſcheint von derſelben Hand, welche die oberwähnten Heldengeſinnungen geſchrieben hat. Ein Kapitel handelt von der Antipathie, welche Chriſtine ſchon als Kind gegen Zwerge, Hofnarren, Wein, Bier und Puppen hatte. Ein anderes von der Amaranthen Brüderſchaft und dem Feſt, Wirthſchaft genannt, welches ſie zuweilen prächtig zu feyern pflegte. Bey einer

ſol-

solchen Gelegenheit stiftete sie eine Gesellschaft von sechszehn Herren und sechszehn Damen, welche die Chiffer A (Amaranth) mit Brillanten eingefaßt an der Brust trugen und gewöhnlich Sonnabends auf dem Lande zu ungezwungener Fröhlichkeit sich bey ihr versammelten. Schade, daß das ganze Manuscript, theils sehr unleserlich geschrieben, theils zu panegyrisch ist. — Politischen Inhalts sind abermahls ein Band Briefauszüge von 1675; ferner ein Codex voll aufgefangener verdächtiger Briefe, unter andern das Schreiben eines neapolitanischen Fürsten an Johann von Oesterreich, um ihn zu bewegen, sich zum König von Sicilien zu machen. Ferner Scritture politiche — eine Erzählung von dem, was zu Madrid bey Gefangennehmung der Fürstin von Casignano vorging 1641. — Geschichte von Genua von 1535 bis 1625. — Proceß eines Francesco Borri wegen Ketzereyen. — Form der jesuitischen Regierung u. s. w. Dann stößt man auch wieder auf ganz heterogene Dinge, z. B. ein Compendium der Chiromantie. Das Register zeigt auch noch eine Sammlung von vertrauten Briefen an, die aber leider herausgeschnitten waren. — Eine spanische Handschrift, Beschreibung der Philippinischen Inseln, von einem Geistlichen, der achtzehn Jahre daselbst gewesen, mag recht merkwürdig seyn. Ich verstehe das Spanische nicht. — Unter dem Titel:

Lettere di diversi e notizie findet man ganz andere Dinge, z. B. die Jahre 1659 und 60, ausgezogen aus den eigenhändigen Memoiren Jakobs Stuart, damahls Herzog von York, nachmahls Jakob II. Dessen Feldzug von 1657 von ihm selbst geschrieben, auch von ihm selbst 1696 ins Französische übersetzt, und dem Cardinal von Bouillon geschenkt. Ferner enthält dieser Codex die Beschreibung eines merkwürdigen Lichtphänomens auf dem adriatischen Meere. — die Missionen eines Pater Kofferer — einen geheimen Bericht aus Paris über die Krankheit und den Tod Ludwigs XIV. u. a. m.

Unglücklicherweise fielen, kurz vor meiner Abreise aus Neapel, Festtage ein, an welchen die Bibliothek verschlossen blieb, ich mußte daher einige Reihen Manuscripte, die mir zu durchlaufen noch übrig waren, unbesehen lassen. Ueberhaupt weiß ich wohl, daß dieses oft trockene Titelverzeichniß keinen andern Werth hat, als die Gelehrten, die künftig nach Neapel kommen, auf manches aufmerksam zu machen, was sie vielleicht sonst übersehen haben würden. Sollte es einem meiner Nachfolger schwer werden, die Erlaubniß zu Benutzung der Manuscripte zu erhalten, so darf er sich nur gradezu an die Königin wenden, die sie ihm gewiß ertheilen wird. Was die Kürze der Zeit mir verstattete, habe ich geleistet, doch nicht Monathe, sondern Jahre wür-

den dazu gehören, auch nur Auszüge aus den interessantesten Werken zu liefern.

16.

Zwischen Neapel und Rom.

Auch meine Rückkehr nach Rom ist durch den giftigen Ausbruch der pontinischen Sümpfe nicht beunruhiget worden; im Gegentheil habe ich an den Grenzen derselben eine der angenehmsten Stunden in Italien genossen. Es war gegen das Ende des Monaths December, der Himmel heiter, die Luft rein und warm. Der Vetturino fütterte seine Maulthiere neben dem verlassenen Kapuciner-Kloster, dessen ich schon einmahl erwähnt habe. Wir deckten unsern Tisch auf der großen Kirchentreppe, im mildesten Sonnenschein, und hielten ein fröhliches Mahl unter freyem Himmel. Nach dem Essen verlor ich mich ganz allein hinter dem Kloster, wo ich in stillen Entzücken das ganze Europa vergaß, denn wahrlich! ich stand in Arkadien. Der Rasenteppich grünte mit zahllosen Blümchen geschmückt, nur lange Herbstfäden zogen hie und da über die Haide. Lerchen stiegen neben mir aus dem Grase und wirbelten das Lied, das ich sonst nur als Frühlingslied kannte. Zahme Schaaren von Enten, Schnepfen, Kibitzen, flatterten um die Sümpfe; einzelne Habichte kreischten in der Höhe. Büffel

grunzten, Glöcklein weidender Schaafe tönten dazwischen. Allerley kleine Vögel zwitscherten. Ein Hirt sang in der Ferne eine russische Melodie. Gegen über, auf den Bergen lag eine Stadt, aus welcher Glockengeläut dumpf herüber schallte. Dann und wann vernahm das Ohr aus weiter Ferne einen Flintenschuß. Die mancherley Töne, welche die Natur belebten, waren doch vereint noch nicht stark genug, um ein Geräusch zu bilden; es blieb eine wehmüthige Stille um mich her, ich konnte jede Eidechse im Grase rascheln hören. Welch' ein Kontrast mit dem lärmenden Neapel, in dem noch vorgestern das widerlichste Gekreisch mich betäubte. Hier Alles so still, so unschuldig — ein Paradies schien mir die Erde und ein Gewölbe von Kornblumen der Himmel. — Welch' ein abscheuliches Bild hatte ich mir stets von den pontinischen Sümpfen gemacht! welch' ein liebliches trage ich mit mir hinweg! —

17.

Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten.

Der Landschaftsmahler Reinhardt steht in dieser Gattung gewiß oben an. Zwar habe ich wenig von ihm gesehen, er hatte nur ein vollendetes Stück zu Hause; aber wenn

ich auch nichts von Wieland gelesen hätte als den Oberon, so dürfte ich ja doch wohl behaupten, daß er ein großer Dichter sey? — Reinhardts Pinsel ist ernster und kräftiger als Hackerts. Ob er dem Pinsel von Denis gleich komme, wage ich doch nicht zu entscheiden. Wäre das aber auch nicht, so dürfen wir dennoch auf unsern Landsmann stolz seyn, er ist gewiß der erste deutsche Landschaftsmahler. Schade, daß dieser große Künstler, der zugleich ein sehr wackerer, jovialischer Mensch zu seyn scheint, unserm Vaterlande auf immer den Rücken gekehrt hat, weil er meint, er könne nun, nach einer Abwesenheit von zehn Jahren, nicht mehr unter dem nördlichen Himmel wohnen.

Der Geschichtsmahler Abel aus Wien, sammelt Verdienste. Er ist ein Schüler des berühmten Füger und arbeitet jetzt eben an zwey Gemählden für den Grafen Fries, Hectors Abschied von Andromache, und dann, der Augenblick, in welchem Andromache, durch den Anblick von Hectors geschleiftem Leichnam erschüttert, leblos zu Boden gesunken ist, und ihre erschrockenen Weiber ihr zu Hülfe eilen. Das erste Bild, (der Abschied) scheint mir ein wenig kalt, ich sehe die Griechinnen nicht gern mit dem Schnupftuch vor den Augen; es fallen mir immer die Theater-Prinzessinnen dabey ein: auch möchte die ganze Gruppe wohl zu zerstreut

seyn. Das letztere hingegen ist schön gedacht, und die Figur der unglücklichen entseelten Gattin scheint mir eines Meisters würdig. — Prometheus, der an den Felsen geschmiedet wird, nähert sich gleichfalls seiner Vollendung, und wird ein sehr interessantes Bild werden. Fast möchte ich behaupten, dieser Prometheus sey kräftiger als der berühmte seines großen Meisters. Es ist ein schöner Trotz, der den starken Mann auch noch in Fesseln trefflich kleidet. Und welch' ein geistreicher Blick! Man sieht wohl, daß er, und nicht der etwas flache Merkur, der vor ihm steht, das himmlische Feuer gestohlen hat. Die neben ihm knieenden weiblichen Figuren sind sehr reizend und graziös. Auch rechne ich es Abel zum Verdienst an, daß er den vermaledeyten Geyer noch nicht erscheinen ließ. Er braucht, um zu wirken, diesen Behelf nicht. — Ein großes schönes Bild hat der Künstler bereits vollendet, Antigone, die still weinend mit gefalteten Händen vor dem Leichnam des Geliebten sitzt; ein sehr rührendes Gemählde, auf dem die wahre und doch schöne Leiche, das Gefühl nicht empört, nur inniges Mitleid erweckt. — Herr Abel wird bald nach Wien zurückkehren, und sich dort an die Reihe der besten Künstler anschließen.

Will man in unsern Zeiten etwas recht kühnes sehen, so muß man französische Künstler besuchen. Hariette, ein Schüler

Davids und französischer Pensionair, ist in letzterer Qualität verbunden, ein Gemählde von einer gewissen Größe, (ich glaube von acht Fuß) nach Paris zu liefern. Aber Hariette will sich auszeichnen, ihm genügt das vorgeschriebene Maaß nicht, er hat eine Leinewand von zwey und zwanzig Fuß Breite und sechszehn Fuß Höhe ausgespannt, auf der er die Heldenthat des Horatius Cocles abzubilden im Begriff steht, wie er allein die Brücke vertheidigt, welche hinter ihm abgeworfen wird. Es ist eine große, sehr kühne Composition, in der mir am kunstreichsten scheint, daß trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit, doch alles nur auf einen Punkt hin arbeitet. Auf der Brücke, dem Abgrund nahe, steht Horatius, den Fuß in Leichen gewurzelt, mit drohend geschwungenem Schwerte; des Feindes kecke Jugend dringt noch auf ihn ein. Den tiefern Vorgrund füllen die fliehenden Römer, die sich theils zu Roß in die Wellen der Tiber stürzen, theils hindurch schwimmen oder von Böten gerettet werden; der siegende Feind verfolgt sie bis in den Strom. Das wären also wohl eigentlich zwey Haupthandlungen, die Heldenthat auf der Brücke, und die Flucht durch den Strom. Beyde hat Hariette sehr sinnreich zu verbinden gewußt, so, daß das im Vorgrund ruhende Auge stets wieder hinauf zu der Hauptfigur geleitet wird. Rechter Hand nähmlich sitzt in einem Nachen

der verwundete, bereits dem sichern Ufer nahe Consul, von seinem weinenden Sohne unterstützt. Ihm schwebt der Tod auf den Lippen, aber die Sorge um das Vaterland verschlingt jeden Schmerz; sein Blut fließt ungehindert, sein brechendes Auge sucht nur den Helden, der jetzt Roms letzte Hoffnung ist. Ein Centurio sitzt neben ihm, und erzählt ihm mit großer Lebhaftigkeit, was das schon gebrochene Auge nur noch dämmernd sieht. Doch die Art, wie der Consul des Centurio Hand gepackt hat, beweist, daß er ihn versteht; dieser Händedruck sagt deutlich: nun sterbe ich ruhig. Die Verbindung mit dem Vorgrunde linker Hand ist durch einen der Feinde bewirkt worden, der, am Ufer der Tiber stehend, so eben einen Pfeil auf Horatius abdrücken will; aber in demselben Augenblick wird sein Hals von einem Pfeil durchbohrt, den ein römischer Jüngling in der Mitte des Vorgrundes, in einem Boote stehend, hinüber an das Ufer schwirren läßt. Siehe, so bildet der reiche Vorgrund die Basis eines Triangels, dessen Spitze der Held ist. Jenseits der Brücke am römischen Ufer steht Volk, das zu den Göttern fleht; ein blinder Greis drängt sich vor, um in Nothfall sich zuerst dem Feinde in den Weg zu werfen. Durch die Lücke, welche die abgebrochene Brücke verursacht, erblickt man das alte Rom mit dem Capitolium. — Das Ganze ist wahrlich sehr poetisch gedacht, und die

Ausführung scheint des Gedankens würdig. Jeder Kopf, jede Hand, jeder Fuß, haben den individuellsten Ausdruck, und es zeigt unter andern von Hariette's Scharfsinn, daß die rohen Bootsknechte so wenig Theil an der Begebenheit selbst zu nehmen scheinen; sie sind Sklaven, die ihre ganze Aufmerksamkeit bloß auf das Rudern wenden, ja selbst die starke Anstrengung, mit welcher sie rudern, ist ganz sichtbarlich Produkt einer andern Kraft, als die mit welcher gefochten wird. — Zu bewundern ist, daß Hariette sein Bild gar nicht untermahlt, ja selbst mit der Kreide sich wenig vorzeichnet, sondern alles gleich mit dem Pinsel ausführt. Kaum drey Monathe hat er an diesem Riesenwerk gearbeitet und in drey Monathen hofft er fertig zu seyn. Man muß seine Arbeit selbst gesehen haben, um begreiflich zu finden, daß diese Schnelligkeit ihr nicht schaden werde.

Einen ganz verschiedenen, aber darum nicht schwächern Eindruck, macht die Skizze zu einem großen Gemählde, welche ein Italiener, Nahmens Bossi, in Lebensgröße entworfen, und die er in Mailand (wo er Sekretair der Akademie ist) auszuführen gedenkt. Daß der Mann eine große Belesenheit in den Alten besitzt, erräth man sogleich aus seiner Composition. Es ist ein Parnaß, die Hauptfigur auf dem Gipfel Apoll der die

Leyer spielt, und dem Alles rings umher, in unaussprechlich schönen Gruppen zuhorcht. Gleich neben ihm stehen die drey Grazien auf das lieblichste verschlungen; halb hinter ihm, die Nemesis, allein von Allen das Auge mit Ernst gen Himmel schlagend. Den Zipfel ihres Gewandes hat der Gott des Schweigens gefaßt. Den Hügel abwärts zu beyden Seiten sind die Musen gruppirt; es ist unmöglich sich graziösere Figuren zu denken. Der Erato hat Amor die Leyer entwandt und spielt muthwillig damit. Unter Apollos Füßen wird man eine geöffnete Höhle gewahr, in ihr den Quellgott Hippokrene, der lächelnd den schlafenden Schlaf in seinen Armen hält. So reizend hingegossen kann nur der Schlaf selbst schlafen. Der Charakter des Bildes ist so warm lieblich, und das Ganze so schön zusammen gehalten, daß ich fast prophezeyen möchte, es werde in aller Stille den Preis über Hariette's Prachtstück davon tragen; wenn anders Bossi auch zu mahlen versteht, eine freylich nur untergeordnete Kunst, die ich ihm aber absprechen hörte.

Ein junger Künstler von großen, ja von schon erfüllten Hoffnungen ist der Bildhauer Schweiklen aus dem Würtenbergischen. Sein Probestück, das ihm ohne Bedenken Sitz und Stimme in der Versammlung der Meister giebt, ist ein Amor mit der Keule, Besieger

des Herkules. Als er es zum erstenmahl ausstellte, sprach man in ganz Rom von nichts anderm, und noch jetzt reden die Künstler selbst mit Enthusiasmus davon. Er hat noch nichts weiter geliefert, als diesen Amor. Der Löwe gebährt nur ein Junges, aber es ist ein Löwe. Der Bruder des modernen Herkules, Lucian Bonaparte hat darum gefeilscht, aber der Churprinz von Würtenberg ist ihm zuvorgekommen, und für diesen, in jeder Rücksicht liebenswürdigen Fürsten, führt Schweiklen jetzt seinen Amor in Marmor aus. Er ist ein sehr bescheidener junger Mann, und paßt daher nicht in die neue deutsche Schule, die Bescheidenheit für Schwachheit hält, und von Göthe gerade das Schlechteste nachäfft, nähmlich seinen imponirenden Ton, in dem er doch von Gamba Curta auf dem Molo zu Neapel übertroffen wird.

Angelica Kaufmann ist schon seit vielen Jahren mit Recht so bekannt, mit einigem Unrecht so berühmt, daß ich mir das Vergnügen, ihr Attelier zu sehen, nicht versagen konnte. Sie ist eine recht freundliche und angenehme alte Frau, deren Gesicht kein Genie aber viel Gutmüthigkeit ausdrückt. Durch anhaltenden Fleiß und Glück hat sie ein Vermögen von ein paarmahl hundert tausend Thalern erworben, und einen Verwandten aus Deutschland kommen lassen, um sie zu pflegen und zu beerben. Ihre Wohnung athmet

Kunst. Durch einen Saal, der ganz mit Statüen und Büsten angefüllt ist, kommt man in ihr Wohnzimmer, wo sie eine kleine auserlesene Sammlung von alten Gemählden sehr ordentlich unter seidenen Vorhängen bewahrt. Es ist ein heiliger Hieronymus, ihrer Sage nach, von Leonardo da Vinci darunter; ich bekenne, daß alles, was ich von diesem Meister gesehen, einen ganz andern Ton hat. Zwischen einigen schönen Köpfen von Vandyk und Rembrandt, hängt auch ihr eigenes Portrait, einst von Reynolds in London gemahlt, und durch einen Kupferstich von Bartolozzi sehr bekannt; es ist aber nicht ähnlich, wenigstens jetzt gar nicht. — Doch ich eile zu dem, was die fleißige Künstlerin von eigenen Arbeiten jetzt vorräthig hat. Das Beste unter den historischen Stücken ist unstreitig der Prophet Nathan, welcher den König David das Urtheil über den reichen Mann sprechen läßt, der dem Armen das einzige Schäfchen raubte, und nun ihm erst zuruft: du bist der Mann! Die Figuren sind von Lebensgröße. Nathans Kopf ist in der That schön und voll männlichen Ernstes. Auch ist es der Mahlerin gelungen, dem David eine passende Physiognomie zu geben. Er hat eben auf der Harfe gespielt, die ihm vor Schrecken entsinket; nur möchte ich seine Bewegung eher ein Achselzucken als Schrecken nennen. Uebrigens ist das Bild in

Angelica's gewöhnlicher Manier, das heißt gefällig, elegant. — Weit geringern Werth scheint Hagar und Ismael zu haben; sie scheint mit dem Engel in ein kaltes, etwa politisches Gespräch verwickelt zu seyn, und der ausgestreckte Arm des Engels ist offenbar verzeichnet. — Für heroische Gegenstände gebricht es der Künstlerin vollends an Kraft. Der Abschied Coriolans ist eine mit vieler Zierlichkeit dargestellte Scene aus einem französischen Trauerspiel. — Hingegen haben drey Mädchen, die aus einem Notenblatt singen, mir recht wohl gefallen; solche Gegenstände sind ihren Kräften angemessen. In Portraits scheint sie jedoch ihre größte Stärke zu besitzen, und vielleicht sind die Frauenzimmer, wenn sie Mahlerinnen werden wollen, recht eigentlich für diesen Zweig der Kunst bestimmt; denn wahrlich, sie haben von der Natur einen feinen Instinct erhalten, in Physiognomien zu lesen, das ganze bewegliche Geberdenspiel des Mannes schnell aufzufassen und zu deuten. Es ist eine Gabe, welche ihnen, als Waffe des Schwächern, die Natur vorzugsweise verlieh. Das Portrait eines schottischen Edelmannes, ganze Figur, in der schönen mahlerischen Nationaltracht, fesselt vorzüglich das Auge. Daneben stand ein allerliebster Knabe, völlig nackend, als junger Bachus gemahlt, und leider stark verzeichnet. Noch einige andere Portraits, bey welchen

sie sich bloß auf Brustbilder eingeschränkt hatte, sind ihr vortrefflich gelungen. Canova's Bild stand auch unvollendet.

Seit kurzem befindet sich hier ein junger Historienmahler, Wagner aus Würzburg. Ich habe zwar nichts weiter von ihm gesehen, als die Skizze zu einem Gemählde, aber — ex ungue leonem. — Diese Skizze ist wahrlich eine Löwenklaue. Schon die Wahl des Gegenstandes aus dem Homer, ist von der Art, daß sie augenblicklich den Mann von großem Genie bezeichnet, das den einfachsten Stoff zu der schönsten Mannichfaltigkeit verarbeitet, ohne der erhabenen Einfalt zu schaden. Es ist der alte Nestor, der zwischen den trojanischen Helden in der Stunde der Morgendämmerung erzählend sitzt. In den mahlerischsten und zugleich schwersten Stellungen sind die Helden kunstreich um ihn gruppirt, der Charakter eines jeden in der Art, wie er zuhört, verständlich ausgedrückt. Sehr klüglich z. B. ist Agamemnon ganz in Schatten gestellt. Die Beleuchtung ist sinnreich, lieblich und wird großen Effekt machen. Die scheidende Göttin der Nacht fliegt mit ausgespreiztem Mantel über die Helden hin. Aurorens Gebiet grenzt an das ihre, doch so, daß das dämmernde Licht vorzüglich auf den alten Nestor fällt. Ich prophezeihe ein herrliches Bild, wenn Hr. Wagner es im Großen ausführt. Nur zwey kleine Be-

merkungen möchte ich mir erlauben. Die erste betrifft den Ulysses, der in weiter Ferne vom Pferderaube zurückkehrt. Man wird zwar wenig von ihm gewahr, aber ich wünschte ihn doch ganz hinweg, weil er die schöne Einheit stört. Die zweyte geht die Personificirung der Nacht an. Ich habe zwar nichts dagegen, sondern glaube vielmehr, es werde eine freundliche Wirkung thun; mich deucht nur, dann müsse auch die Morgendämmerung personificirt, Aurora selbst sichtbar werden. — Vielleicht sind das Kritteleyen. Ich mache sie schnell wieder gut, indem ich Deutschland aufrichtig zu solch einem wackeren Künstler Glück wünsche, der bey sehr geringer Unterstützung und knapp zugemessener Zeit (wie es die Art deutscher Mäcene mit sich bringt) dennoch gewiß mehr leisten wird, als die so sehr begünstigten französischen, oder die reich bezahlten spanischen Pensionnairs.

Doch nehme ich von den Franzosen billig Guerin aus, der — wenigstens in Wahrheit und Tiefe der Empfindung unerreichbar bleiben wird. Ja, auch er ist hier, der liebenswürdige Schöpfer des Marcus Sextus, der mir in Paris so sanfte Thränen entlockte. Er arbeitet jetzt an der Darstellung einer Idylle von Geßner. Amyntas wollte auf einem rauhen, unbeschatteten Wege zum Tempel des Apoll, einen Ruheplatz anlegen für die Pilger; er pflanzte

Bäume und leitete eine Quelle dahin. Apoll, um seinen frommen Eifer zu belohnen, ließ die gepflanzten Bäume in einer Nacht emporwachsen, blühen, Früchte tragen. An derselben Stelle wurde Amyntas begraben. Auf Guerins Gemählde sehen wir sein Grabmahl und den Ruheplatz von Pomeranzenbäumen beschattet. Ein pilgernder Hirt und eine Hirtin haben sich gelagert; eine Enkelin des Amyntas steht vor ihnen, erzählend, welch ein Freund der Götter und Menschen der Mann war, an dessen Grabstein sie sich lehnen. Das ganze Bild athmet sanfte Empfindung, liebliche Stille. Man sollte es nie in eine Gallerie, sondern in das Zimmer eines Unglücklichen hängen, den es im Sturm der Leidenschaften beruhigen würde, wie einst Davids Harfe den König Saul.

Auf einem andern Pfade sucht der Geschichtsmahler Caylard den Ruhm. Er hat sich einen ganz eigenen antiken Styl gebildet, den ich den Lapidarstyl der Mahlerey nennen möchte, der auf den ersten Blick mißfällt, dessen Ungewöhnlichkeit aber mich mißtrauisch gegen mein Urtheil macht. Es ist doch eine ernste große Manier, das Auge muß sich nur erst daran gewöhnen. Caylard arbeitet jetzt an dem Richterspruch des Minos über die Seelen. Das ganze Bild ist treffliche Poesie, reicher Stoff für den Dichter. Der unbewegliche Ernst in den

Köpfen

Köpfen der drey Höllenrichter, die Ruhe im Gesicht und Stellung des Landmanns, der ihnen zunächst steht; der Philosoph auf das Buch in seiner Hand vertrauend; der edle Krieger mit der Hand auf der Wunde, die ihm den Tod fürs Vaterland brachte; das schüchterne Mädchen — und endlich zuletzt, mit zögerndem Schritt und gesenktem Haupte, der Tyrann! — Welche Contraste! — In der Ferne wird man die elysäischen Felder gewahr, und siehe, ein Kind springt ungerichtet hinüber in die glücklichen Gefilde. Ein warmer fröhlicher Gedanke! — Auf einem andern, vollendeten Bilde, hat Caylard den bettelnden Belisar vorgestellt, und zwar bettelnd an seinem eigenen Triumphbogen, der seine Thaten, seine Siege, seine Verdienste um das Vaterland verkündet. Ein Mädchen, welches Wasser vom Brunnen holte, reicht dem führenden Knaben eine kleine Münze. In der Ferne, jenseits des Bogens, stehen zwey Soldaten, welche den Bogen betrachten, bewundern, aber den Helden nicht sehen, dessen Ruhm er verewigt. Dieser ruht an einem Brunnen, der die Innschrift trägt; tandem felix. — Vielleicht ist Caylard noch mehr Dichter als Mahler. Bey der Preisbewerbung in Paris soll er ein Gemählde aus dem Ossian aufgestellt haben, welches — vielleicht auch um der Ungewöhnlichkeit

des Styls willen — dem Publikum nicht, wohl aber dem Kenner David sehr gefiel.

Channin ist ein junger talentvoller Landschaftsmahler. Er hielt sich einige Zeit in Neapel auf, wo er den Vesuv studirte. Aber auch er ist von der gewohnten Heerstraße abgewichen; er hat nicht, wie fast alle seine Brüder, durch die Flammen des Vesuvs eine Nachtscene gräßlich erleuchtet, sondern das Bild des ausgebrochenen Vulkans am Tage zu fassen versucht. Er hat dabey seinen Standpunkt sehr glücklich in einem tiefen Thale zwischen Felsen gewählt, wo ein einsamer Bach still hinrieselt, an dem Hirsche sich äzen. Nur den dampfenden Gipfel des Vesuvs sieht man über die Felsen hervorragen. Die Rauch- und Aschenwolken des furchtbaren Berges oben, die Ruhe des äzenden Wildes in der Tiefe und die Stille der ganzen Gegend, bilden einen schönen Contrast.

Mademoiselle Bansy ist eine vortreffliche Zeichnerin, eine Schweizerin von Geburt, die in der französischen Akademie bey dem Direkteur Suvee wohnt, und ganz ihrer Kunst lebt. Sie kopirt jezt die Raphaelischen Gemählde in der Farnesina, und ist gesonnen sie in Kupfer stechen zu lassen. Schade daß diese Gemählde, als dichterische Compositionen, so sehr geringen Werth haben. Man würde nie errathen, was sie vorstellen sollen, wenn es einem nicht erklärt

würde. Auch als Portraitmahlerin soll die bescheidene Bansy Vorzüge besitzen.

Ein Spaziergang in dem Garten der Villa Medicis wird keinen Fremden gereuen, selbst wenn es regnen sollte, wie an dem Tage, da ich ihn unternahm; denn rings umher liegen die Atteliers französischer Bildhauer, die zum Theil recht kräftig nach dem Kranze des Ruhmes streben. Vor allen nenne ich Dûpaty, einen Bruder des jungen Dichters zu Paris, der unlängst dadurch berühmt wurde, daß der mit dem Donnerkeil bewaffnete Argwohn, ihn wegen eines Vaudevilles nach St. Domingo senden wollte. Der junge Künstler, von dem ich jetzt rede, hat einen colossalischen Philoctet erschaffen, der sich am Fuße verwundet hat. Ich glaube wohl, daß sein Werk nicht fehlerfrey ist, aber die Kühnheit und der kräftige Ausdruck des Ganzen erregen die herrlichsten Erwartungen. Außerdem hat er eine Büste von dem gefeyerten Helden des Tages, und drey andere von der Mutter dieses Helden in Marmor gearbeitet.

Mit Dûpaty wetteifert Calamor, der eine nackte Bildsäule Bonaparte's in Marmor ausführt. Der Kaiser hält ein Schwerdt, auf dessen Scheide man die drey Nahmen Marengo, Arcoli, Lodi, liest. Weit besser als diese Bildsäule gefiel mir eine andere, die Unschuld, welche in ihrem Busen eine Schlange erwärmt.

Es ist eine sehr liebliche Figur. Auch durch eine weibliche Büste, welche der Künstler Sapho nennt, hat er seinen Schönheits-Sinn bewährt.

Wir gehen weiter und finden bey Milon eine artige Psyche mit der Lampe, etwas unter Lebensgröße, und ein skizzirtes Basrelief für Alfieris Grab bestimmt. Das letztere scheint mir mit allegorischen Personen überladen und wird einen verworrenen Effekt machen.

Der kühnste, wie der verwegenste unter den französischen Bildhauern ist unstreitig Mouton y, der eine colossale Gruppe unternommen hat, Theseus, wie er die besiegte Amazonenkönigin auf seinen Armen davon trägt. Auf den ersten Blick imponirt sein Werk, doch hält es den zweyten nicht aus. Theseus hat das Weib so sonderbar zwischen den Beinen gefaßt, sie reitet so unanständig auf seinem Arm — und dann ist ihr linker Arm so gänzlich mißrathen — ihr Kriegsgewand endet auf der Schulter in einen Löwenkopf, dieser Löwenkopf scheint aus seinem Rachen ihren Arm auszuspeyen, oder vielmehr einen fremden ihr nicht gehörigen Arm zur Hälfte verschlungen zu haben. Dieses Werk wird schwerlich Glück machen, ob es gleich an dem Talent des Künstlers nicht verzweifeln läßt, wenn er nur erst etwas furchtsamer wird geworden seyn.

Nicht allein von dem oben genannten Schweikle n werden die französischen Bildhauer in Rom

übertroffen, auch der Däne Torwoalſon läßt ſie weit hinter ſich. Er hat, in coloſſaliſcher Größe, einen herrlichen Jaſon mit dem Widderfelle vollendet, den er in dieſem Augenblicke für den reichen Banquier Hope in Marmor ausführt. Schade, daß das Glück dem Künſtler bey der Wahl des Marmorblocks nicht günſtig geweſen, er hat viele böſe Flecken. Außer dem Jaſon ſah ich noch bey ihm einen allerliebſten Ganymed, den er jetzt gleichfalls in Marmor für eine ruſſiſche Gräfin verfertigt. Eine ſchöne kräftige Büſte des unſterblichen Bernſtorff ſchmückt dieſes Attelier eines Dänen. Torwalſon macht ſeinem Vaterlande Ehre; an Kraft übertrifft er ſogar Canova.

Die Kunſt, ſchöne Gewänder zu ſchaffen, ſcheint vorzüglich der Italiener Pacetti ſtudiert zu haben. Seine ſitzende Minerva (eine coloſſale Statue), welche dem vor ihr ſtehenden, vom Prometheus gekneteten Menſchen, die Seele einhaucht, indem ſie ihm einen Schmetterling auf den Kopf ſetzt, hat ihr vorzüglichſtes Verdienſt im Gewande. Auffallend iſt, daß der neugeſchaffene Menſch beyde Daumen einſchlägt, wie einer, der von der Epilepſie leidet. Der Künſtler entſchuldigt das durch die Verſicherung, daß alle neugebohrne Kinder, in dem Augenblick da ſie auf die Welt kommen, oder gar im Mutterleibe, die Daumen ſo einſchlagen. Ich bin kein Akou-

theur und kann ihm also nicht widersprechen. aber der Mensch des Prometheus ist hier kein Kind aus Mutterleibe. Mich dünkt, man kann ihm etwas ähnliches von dem zurufen, was der Prinz in Emilia Galotti dem Mahler Conti sagt: weniger treu wäre schöner gewesen. — Pacetti ist als Mitglied der Akademie nach Mayland berufen, und wird erst dort seine Minerva in Marmor ausführen.

Der Historienmahler Landi hat ein ein schmeichelndes Gemählde ausgestellt, ein sehr schönes Weib, das völlig nackend auf ein Ruhebett hingegossen liegt. Den Purpurvorhang hinter ihr hebt eine schlaue Alte, die einen der schönsten Jünglinge leise hinein läßt, und mit dem Finger auf dem Munde ihm Schweigen gebietet. Das Bild ist in keiner Rücksicht mittelmäßig, der Künstler hat mit der Danae des Tizian gewetteifert, doch freylich sein Urbild nicht erreicht; den größten Werth giebt seiner Venus (oder wie man sie nennen will) das belebende Colorit. Man versichert, daß eine der schönsten und vornehmsten Damen ihm bey seiner Arbeit zum Modell gedient habe, ja daß Eitelkeit nicht selten die schönen Römerinnen zu einer solchen Enthüllung ihrer Reize bewegen soll. Wie weit bey dieser Gelegenheit die Eitelkeit führen und verführen könne, davon redet wohl nur der Gemahl der Dame mit Schaudern, und vielleicht der nicht

einmahl. — Nach Vollendung seiner Venus will Landi einen Oedipmahlen, wie ihm die Tochter, seine letzte Stütze entrissen wird. Ich habe eine kräftige Skizze davon gesehen. — Auch als Portraitmahler hat dieser Künstler große Verdienste. Ueberzeugende Proben davon lieferte mir eine vornehme polnische Familie, Mann, Frau und Schwiegervater. Eine seltsame Grille schien es zu seyn, daß der Vater sich in altrömischer Tracht, der Sohn in spanischer, die Tochter in griechischer Kleidung hatte mahlen lassen. — Landi fühlt den Werth seiner Arbeiten. Für ein ganzes Portrait läßt er sich zweyhundert Dukaten zahlen, für seine Venus fordert er fünfhundert. Doch ihm ist Gold zu gönnen, er weiß es anzuwenden. Als vor zwey Jahren in Rom Hunger und ansteckende Seuchen herrschten, lag ein Mensch vor einem Kaffeehause im Begriff Hungers zu sterben. Der Zufall führte Landi vorbey, er sprang hastig in das Kaffeehaus, ließ sich den besten Wein geben, eilte heraus, faßte den Sterbenden in seine Arme, flößte ihm Wein in den Mund, und rief ihn glücklich ins Leben. Ich habe diese dem menschlichen Künstler Ehre bringende Anekdote von einem meiner Bekannten, der dabey stand.

Der beste italienische Landschaftsmahler in Rom ist jetzt Labruzzi Ein paar Gegenden bey Tivoli, nach der Natur gemahlt, sind wirk-

lich vortrefflich. Minder gelungen scheinen ein paar andere, die er durch Scenen aus Psychen's Geschichte belebt hat. Sie waren von dem verstorbenen Lord Bristol bestellt, ein Sonderling, um den die hiesigen Künstler noch lange wehklagen werden. — Bis zur Geschichtsmahlerey sollte Labruzzi sich doch nie versteigen, um so weniger, da er eine seltsame Spielerey daraus macht. Man gibt ihm nähmlich ein Papier, auf welches man so vielmahl fünf Punkte gesetzt hat, als Figuren man auf dem Gemählde haben will, nähmlich einen Punkt für den Kopf, zwey für die Hände und zwey für die Füße. Dann sagt man ihm welchen Gegenstand das Bild darstellen soll, und, flugs füllt Labruzzi die Punkte aus. So hat ihm erst kürzlich der liebenswürdige Erbprinz von Meklenburg Strelitz funfzehn Punkte vorgezeichnet, mit dem Begehren, einen Herkules am Scheidewege zwischen Tugend und Wollust daraus zusammen zu setzen. Es ist geschehen, und der Mahler ist wirklich dabey, das Bild in Lebensgröße für den Prinzen auszuführen, dem es doch schwerlich zu etwas mehr dienen wird, als zur Erinnerung an einen Scherz. Ich möchte die ganze Spielerey ein gemahltes bout rimé nennen. Die Engländer sollen große Liebhaber davon seyn, und Labruzzi hat in der That ein ganzes Buch voll solcher Einfälle radiren lassen. Das Verdienst dabey ist verzweifelt klein. Die

Art, wie er sich darüber vertheidigt, ist eine Selbstanklage. Er sagte nähmlich, durch solche vorgeschriebene Punkte werde die Monotonie vermieden, welche sonst einen Mahler leicht bey der Composition seiner Gruppe überrascht. Wehe dem Mahler, der sich davor durch Punkte schützen muß!

Jetzt will ich von einem Gemählde reden, welches den unauslöschlichsten Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist der Tod der Virginia von Camuccini, einem Römer. Das Bild ist zwey und dreyßig Palmen breit und neunzehn Palmen hoch. Linker Hand auf einer Tribune sitzt der wollüstige Decemvir Appius Claudius, von seinen Lictoren umgeben. Rechter Hand treibt ein Lictor das erschrockene Volk mit Gewalt zurück. In der Mitte ist die Hauptgruppe. Jedermann weiß, daß Appius die schöne keusche Virginia, unter dem Vorwand, sie sey eine Sclaventochter, dem Vater entreißen und sie entehren wollte. Um sie zu retten, waren alle Mittel erschöpft; der Wuth des Greises wie der des verlobten Bräutigams, spottete der Gewalthaber. Der Augenblick war gekommen, in dem man Virginien wegschleppen wollte. Da wandte sich plötzlich der Vater zu dem Decemvir. „Halt! rief er, noch einen Augenblick! vergieb, Appius, dem Kummer eines Vaters, wenn meine Rede gegen dich unsanft war. Vergönne nur,

daß ich das Mädchen noch in Gegenwart ihrer Wärterin selbst befrage, mich überzeuge, daß ich nicht ihr Vater sey, und dann ruhig von diesem Platze scheide. — Es ist dir vergönnt, sprach Appius. Sogleich führte Virginius seine Tochter zu den nahen Buden, ergriff dort das Messer eines Schlachters, und stieß es ihr mit den Worten in die Brust: siehe, das ist das einzige Mittel deine Freyheit zu retten! — Dann kehrte er sich gegen den Richterstuhl, streckte die blutige Faust mit dem blutigen Messer dem Decemvir entgegen und schrie: Te Appi tuumque caput hoc sanguine consecro! (dieses Blut komme über dein Haupt). — Diesen fürchterlichen Augenblick hat der Künstler gewählt, und mit furchtbarer Wahrheit dargestellt. Das Gesicht des Vaters spricht Verzweiflung und Trotz, Schmerz und Wuth! von allen diesen Leidenschaften ist keine halb ausgedrückt, sie sind nicht gemischt in diesen erschütternden Zügen, sie sind alle ganz darinnen; ja sogar ein Lächeln der Unterirdischen hat der Künstler darüber hingehaucht, wie einen Flammenschein über Felsenzacken. Man hört den unglücklichen Vater gräßlich lachen, aber man hört ihn auch fürchterlich heulen. Die Worte: „mit diesem Blute weih' ich dein Haupt dem Tode!" zischen nur zwischen den Zähnen hervor; ihm versagt die Stimme; aber das blu-

tige Messer schreyt laut! — und Appius — ha! da sitzt er, niedergedonnert! überrascht von der That; Schrecken und Wuth verzerren die tiefgegrabenen Züge, er beißt die Zähne zusammen; der Zorn spannt die Muskel seiner Arme, ballt seine Faust, der Zorn krümmt seine Fußzehen auf dem Rande der Tribune zusammen. Vom Kopfe bis zum Scheitel ist der Mann nur eine einzige Zuckung. — Und das herrliche Mädchen, diese reine Unschuld! schon halb entseelt ist sie in die Arme des alten Numitorius gesunken; ihre Linke hängt todt herab, ihre Rechte sucht mit der letzten Kraft das Gewand ihres Vaters zu fassen; ihr Auge bricht, aber sie ist noch immer unaussprechlich schön! ein Lächeln begleitet ihren fliehenden Geist. Der Bräutigam knieet neben der entseelten Braut, sucht das Blut ihrer Wunde zu stillen. Mit ausgebreiteten Armen will die verzweifelnde Amme sich auf sie werfen. In den reichen Gruppen der Umstehenden ist Mitempfindung auf die wahrste und mannichfaltigste Weise ausgedrückt. Die Römerinnen, welche der Lictor zurückdrängt, hört man schreyen: müssen wir darum Töchter gebähren! — Nur allein die Art der Theilnahme, welche der Künstler auf die Gesichter der Lictoren geschrieben hat, bezeichnet die Sklavenseelen. —

Was soll ich nun von Menschen halten, die vor solch ein Gemählde hintreten und kritteln? die, während mir der Athem enger wird und meine Augen sich befeuchten, mit kalter Kritteley mir zeigen, oder zeigen wollen, daß die verschiedenen Gruppen nicht innig genug verbunden sind; daß die Stellung der Virginia einem Telegraphen gleich sieht; daß das Ganze keine Haltung habe; und was dergleichen die Kunstmenschen noch mehr zu tadeln finden. O wie herzlich bedaure ich den armen Mann, der vor diesem Bilde, statt zu genießen, sich selbst quält, seine Kennerschaft zu beweisen! — Nicht um die Welt möchte ich die Gabe besitzen, alle Fehler eines Bildes gleich auf den ersten Blick zu erkennen. Eine Gabe nannte ich es? o es ist ein Fluch, der auf Künstlern ruht. Ich wundre mich nur, daß solche Unglückliche nicht auch die Blumen ausmessen, und bestimmen, ob eine Rose ihre Blätter nach der Kunst gefaltet hat. — Wenn die Virginia von Camuccini mich zum lebendigen Zeugen der lebendigen Begebenheit macht; wenn sie alle die Empfindungen, welche die Umstehenden damahls ergriffen, auch in mir wirklich hervorbringt; wenn ich, mich selbst vergessend, mit dem Vater weine, mit dem Volke schreye, und dem Virginius das blutige Messer entreißen möchte, um es dem Appius in die Brust zu stoßen — was kann man mehr von ei-

nem Kunstwerke fordern? — Aber die Formen! die Formen! — ey so hol euch der Henker mit euren Formen! ihr herzlosen Menschenformen! sucht irgend einen Prometheus und laßt euch zuvor einen Funken einhauchen, ehe ihr über solch eine Darstellung richten wollt. Der Geist! die Seele! das schrey ich euch entgegen! was sollen mir eure geregelten Formen? was liegt mir daran, ob Virginia noch mahlerischer habe fallen können? was frage ich darnach, ob die Gruppen noch kunstreicher hätten vereinigt werden können? — ich sehe ja kein Bild, ich bin ja gegenwärtig, bey der Begebenheit selbst. Es ist ja kein Zug in allen diesen Gesichtern, der mich erinnerte, es sey nur Täuschung. So und nicht anders, drücken alle diese Leidenschaften sich aus, das fühle ich tief! und verlangt man mehr? — Formen mahlen, oder meissseln, oder dichten, o das läßt sich lernen, der mittelmäßigste Kopf kann es weit darin bringen; Leidenschaften mit tiefer Wahrheit darstellen, das ist der Stempel des Genies. Das fühlen auch die Kunstmenschen wohl, und weil die Natur ihnen Genie versagte, so halten sie sich an die magern Formen, die sie auch begreifen, die sie auch nachmachen können, und alle ihr Kritteln ist im Grunde nichts anders, als eine Vertheidigung ihrer eigenen Mittelmäßigkeit und Eingeschränktheit

und trocknen Steifigkeit. — Ich fühle wohl, daß ich zu warm werde, aber wer hier nicht auf'prudelt, der — nun den mag ich wenigstens nicht zum Freunde. — Ich sollte wohl, um mich abzukühlen, noch von einem andern Bilde Camuccinis sprechen, von einem ungläubigen Thomas, der die Hand in Christus Wunden legt; aber es ist eine bestellte Kirchenarbeit, die in Mosaik ausgeführt werden soll. Sie mag allerdings auch ihre großen Schönheiten haben; aber nach der Virginia läßt sie sich nicht betrachten.

Auch mehrere Russen befinden sich jetzt in Rom, welche beweisen, daß die Natur sie so gut als andere Nationen mit Kunstsinn begabt hat. Der vorzüglichste unter ihnen ist ein Landschaftsmahler, Feodor Matwejeff, der sich schon seit fünf und zwanzig Jahren hier aufhält. Er vollendet eben ein großes Bild, eine Ansicht vom Mont Cenis, und schwingt sich fast dadurch zu dem Range der Reinhardte und Denise empor; wenigstens wird er mit der Zeit nicht hinter ihnen bleiben. Er ist nicht russischer Pensionair, aber Kaiser Alexander hat ihm kürzlich ein Geschenk übersandt, welches ihm große Freude macht. Möchte doch der Kaiser diesen verdienstvollen Mann zurückrufen, und etwa nach der Crimm schicken, um in einem an Schönheiten so reichen Lande, wo nur selten ein Mahler der Natur etwas abstiehlt, reizende Gegenstände für

seine Kunst zu sammeln, die noch überdies ein Nationalinteresse haben würden. — Ich habe noch zwey andere Landschaften bey Matwejeff gesehen, die mein erstes Urtheil bestätigen: eine Ansicht von Neapel und eine von Tivoli, beyde für den russischen Grafen Panin bestimmt.

Ein vielversprechendes, doch noch nicht so ausgebildetes Talent als dieses, hat Alexi Jegorieff, Historienmahler. Mit den Farben weiß er schon trefflich umzugehen, und seine Zeichnungen sind ziemlich korrect, nur die Muße der Dichtkunst hat ihren Stempel noch nicht auf seine Werke gedrückt. Ein Herkules am Scheidewege wird ein schön geformtes und gemahltes Bild; aber diese Tugend ist nicht tugendhaft, diese Wollust ist nicht wollüstig. Eben so kalt ist die Ehebrecherin, beschämt vor Christus stehend; die Tochter, welche ihrem Vater im Gefängnisse die Brust reicht; ja sogar der Christus, dem auf seinem Leidensgange das Blut abgetrocknet wird, obgleich dieser letztere sein am meisten vollendetes Gemählde ist, und in Behandlung der Farben wenig zu wünschen übrig läßt. Der fliehende Brudermörder Cain war nur skizzirt, und, wie es schien, recht gut gedacht; aber in den Wolken läßt der ihm fluchende Gott sich von Engeln tragen, die ihm die Hände unterschieben, daß er nicht falle. Ich weiß wohl, daß man die nähmliche Idee bey vie-

len großen Meistern antrifft, die sich doch noch durch die Begriffe ihres Zeitalters entschuldigen mögen; heut zu Tage ist sie unverzeihlich. Am geistvollsten ist Jegorieff eine skizzirte Gruppe aus dem bethlehemitischen Kindermordgelungen; wenn nur der Gegenstand nicht so gräßlich wäre!

Rhoden, ein deutscher Landschaftsmahler, zeichnet durch wahres Verdienst sich aus. Auch er schwelgt, wie sie alle zu thun pflegen, in den unerschöpflichen Reizen von Tivoli. Fast zu fleißig ausgearbeitet sind seine Bilder, man kann sie beynahe als Miniaturgemählde ansehen, und ich wundre mich nur, daß dieser ängstliche Fleiß ihnen, in gewisser Entfernung betrachtet, keinen Schaden thut.

Auch der Engländer Wallis ist Landschaftsmahler, und der einzige von seiner Nation, der genannt zu werden verdient; nur ist sein Styl etwas hart, seine Farbe etwas zu grau. Die Figuren, durch welche er seine Landschaften belebt, sind ziemlich schlecht. Meistens wählt er Geschichten aus Ossian. Ein Cincinnatus war fast dramatisch gedacht. — Am seltsamsten fiel mir ein Schwarm von Seelen auf, die, auf einem andern Bilde, sich in den Lethe stürzen, um Vergessenheit zu schlürfen. Sie gingen und schwebten nicht, sondern flogen alle dicht über den Boden hin, und, da sie sämmtlich noch die Kleider trugen, deren sie sich in der Ober-

welt

welt bedient hatten, so nahm sich diese fliegende Schaar sehr kindisch aus.

Koch, Landschafts- und Historienmahler zugleich, ist ein gebohrnes aber nicht ausgebildetes Genie. Als Herzog Carl von Würtenberg einst durch Tyrol reiste, fand er ihn als Hirtenknaben, der das Vieh weidete und dabey zeichnete. Das fiel dem Herzog natürlich auf, er nahm ihn mit, und ließ ihn auf seiner damahls berühmten Akademie zu Stuttgard erziehen. Hier verrieth er bald einen unbändigen satyrischen Geist. Zwey Töchter des Obervorstehers, welche häßlich waren, mahlte er einst sehr ähnlich als Vogelscheuen auf einen Kirschbaum. Den Obervorsteher selbst, welcher aus Geiz schlechten Tabak zu rauchen pflegte, mahlte er mit der Pfeife im Munde, und von dem häßlichen Geruch betäubt, fielen die Vögel todt aus der Luft. Sein satyrischer Witz verschonte auch höhere Personen nicht. Als die französische Revolution ausbrach, wurde er mit Leib und Seele Republikaner, ging nach Strasburg, und hielt im Jakobinerklub eine ausschweifende Rede, während welcher er sich den Zopf abschnitt, ihn sogleich in ein Convert siegelte und nach Stuttgard schickte. Jetzt ist er schon seit langer Zeit in Rom. Eine Landschaft, auf welcher Noah nach der Sündfluth das erste Opfer bringt, und einige Gegenden von Tivoli, beurkunden seinen Beruf zu diesem

Zweige der Kunst. Eine historische Scene aus Ossian hingegen, hat mir in keiner Rücksicht Genüge geleistet.

Schick, ein Geschichts- und Portraitmahler, ist vielleicht nur zum letztern gebohren, wenigstens giebt das einzige große Bild, welches ich in der ersten Gattung von ihm gesehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es ist Noahs Opfer nach der Sündfluth. Die Gruppen sind allzusehr zerstreut, das Auge kann sie nicht zusammenfassen. Auch er läßt den lieben Gott, von Engeln getragen, aus den Wolken herabkommen, und zwar schießt die himmlische Gruppe so entsetzlich schnell hernieder, ist dem Haupte Noah's bereits so nahe, daß sie entweder die Opfernden erdrückt, oder, im Fall sie durch einen Wink der göttlichen Allmacht sich plötzlich schwebend erhält, in einer ängstlichen, dem Auge wehthuenden Lage bleiben muß. Auch gegen das Opfer selbst hätte ich einige historische Einwendungen. Schwerlich haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kasten nahm, sich so lange conservirt, um noch zum Opfer zu taugen; andere gab es aber noch nicht auf dem überschwemmten Erdboden. Eben so schwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaaf geschlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in

den Kasten; hätte er nun die Hälfte der Schaafe dem Opfermesser geweiht, so würde die andre Hälfte sich nicht mehr fortgepflanzt haben.

Ein sehr bescheidener und gewiß nicht verdienstloser Künstler ist Kiesling, ein Bildhauer und Pensionair des Wiener Hofes. Sein Ganymed, sein Hymen sind liebliche Figuren. Bey dem Kaiserlichen Gesandten Grafen Khevenhüller hat er eine Gruppe aufgestellt, Mercur, welcher Psychen in den Olymp holt, die bey fortgesetztem Studium, viel verspricht. Er wird bald nach Wien zurückkehren, und erst dort die drey genannten Werke in Marmor ausführen. Es scheint ihm so sehr Ernst um seine Kunst, und er wünscht so aufrichtig, tadelnde und belehrende Werke zu empfangen, daß er schon um deswillen rühmlich ausgezeichnet zu werden verdient. Kann er seine Gruppe etwas mehr himmelanstrebend bilden, kann er Psychens Züge durch ein etwas ängstliches Staunen interessanter machen; so wird sie einst unter den besten Kunstwerken ihren Platz verdienen. Seine Formen mögen, besonders in den Seiten, nicht ganz fehlerfrey seyn.

Auch in Deutschland ist Gmelin schon als ein trefflicher Kupferstecher bekannt; als einen der besten Zeichner habe ich ihn hier kennen lernen. Viele warm gezeichnete Ansichten von Tivoli und dessen herrlichen Ru-

nen schmücken die Wände seines Zimmers. Er arbeitet jetzt an einem Claude Lorrain aus der Gallerie Doria, den er als Pendant zu einer andern Landschaft von demselben Meister liefern wird.

Giuntotardi, ein Italiener, heißt auch Landschaftsmahler, ich werde ihn aber lieber einen braven Situationszeichner nennen. Wer, von dem was er gesehen, angenehme und lebhafte Erinnerungen mitzunehmen wünscht, der kann bey ihm schöne, kolorirte Zeichnungen kaufen, welche die interessantesten Gegenstände getreu darstellen. So hat er z. B. das Forum Romanum (Campo Vaccino) trefflich abgebildet, mit allem was ich auf meinem Spaziergange durch Rom beschrieben habe. Um das Bild zu beleben, tanzen die heutigen Römer im Vorgrunde den bekannten Saltarello. Als Pendant dazu wünschte ich dasselbe Forum Romanum, wie es einst war, und zur Belebung einen Cicero auf der Rednerbühne vom Volke umgeben. — Eine Ansicht von Pompeji, wo man gerade auf die Straße dieser auferstandenen Stadt hinblickt, wird auch demjenigen einen deutlichen Begriff davon geben, der nie so glücklich war, diese einzige Merkwürdigkeit in ihrer Art zu sehen. Dasselbe gilt von den Ruinen von Pästum und mehrern andern.

Keller, ein Bildhauer aus Zürch, hat

eine Atalante geformt, die er, für Lord Brístol, in Marmor zu hauen im Begriff stand, aber der Tod, schneller als Atalante, kam ihm zuvor, und, indem er den Künsten einen Beschützer entriß, lähmte er auch die Hand des Künstlers, dessen Atalante unvollendet steht. Kenner behaupten, es gehe nicht viel verloren, wenn sie auch immer so stehen bliebe. Keller beschäftigt sich und seine Schüler mit Nachbildungen im Kleinen von den berühmtesten Kunstwerken, die zwar schön, aber weit theurer sind, als die Florentiner Fabrik sie liefert. Auch eine ihm eigene recht artige Idee fand ich darunter, eine Venus, die eben ihre Muschel geöffnet hat, und, noch auf der untern Muschelschaale knieend, die obere über dem Haupte hält. Im Kleinen nimmt sich das sehr gut aus, doch im Großen ausgeführt, würde die Muschel die Figur erdrücken.

Aquisti, ein italienischer Bildhauer, hatte auch für Mylord Bristol eine Gruppe in Arbeit. Ihm hat der Tod des Mäcens den Meißel nicht aus der Hand gewunden; er ist dabey, sie in Marmor zu vollenden, obwohl er vielleicht besser thäte, sein Modell zu zerbrechen. Es stellt den Kriegsgott dar, von der Liebesgöttin umarmt, über Lebensgröße. Zwar ist dieser Mars nicht ohne Verdienst; aber diese Venus mit ihrem breiten Bauche, stammt

offenbar aus der niederländischen Schule. Ein anderes seiner Werke, auch eine Venus, die sich mit Rosen bekränzt, ist etwas besser gerathen.

Metz ist ein trefflicher Kupferstecher, der sich sehr lange in England aufgehalten. Er arbeitet jetzt an einem großen Werke, welches ihm die Nachwelt einst noch mehr als die Mitwelt verdanken wird, nähmlich an dem jüngsten Gericht von Michel Angelo. Dieses regellose Genieproduct geht in der Sixtinischen Kapelle nach und nach zu Grunde; schon jetzt wird es dem Abzeichner sehr schwer manche Partien zu erkennen. Er muß auf einer Leiter hoch hinauf klimmen und sich ganz in der Nähe die Figuren zu entziffern suchen. Viele Gruppen habe ich erst durch Metzens Zeichnung kennen lernen. Dieses gewaltig reiche Gemählde von dreyhundert Figuren bringt Metz auf zwölf Platten, die man, nach Gefallen, entweder einzeln aufbewahren, oder zu einem großen Ganzen vereinigen kann. Ich würde das letztere vorziehen, weil man sich doch nur dann eine ganze deutliche Vorstellung von diesem Riesenwerke Michel Angelo's machen kann. Vereinzelt müssen nothwendig die verschiedenen Gruppen unterbrochen werden, die Einbildungskraft kann sie nicht so schnell wieder zusammen setzen, das Bild fällt auseinander. Die vereinigten

zwölf Platten nehmen freylich einen sehr groſsen Raum ein, und man findet keine Glasscheibe, die das Bild bedecken könnte, aber Metz giebt den Rath, eine Art von Glasfenster darüber machen zu lassen, welches man auf- und zuschieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch sehr zur Erhaltung beytragen. Der Subscriptionspreis auf dieses Werk ist zehn Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu seyn scheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreyfache bezahlen. Der Künstler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preises wird pränumerirt. Mehrere Platten sind schon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künstler ist es ein klassisches Werk, das ein jeder sich anschaffen sollte; denn es giebt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieser Rücksicht unschätzbar seyn. Hingegen kann man es, als Muster in Richtigkeit der Zeichnung, wirklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es ist lustig zuzuhören, wie die Künstler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem groſsen Mann bey seinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach seinem Tode die, die er wirklich besaß. —

Kayſermann, ein Genfer und ſogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck ſcheint einige Geringſchätzung ſeiner Kunſt zu verrathen, und das verdient ſie doch wohl nicht, denn manche ſeiner Veduten ſtreiten um den Preis mit ſchönen Landſchaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. ſ. w. abbildete, da weckt die Treue der Darſtellung ſehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geſchickten Pinſel noch verſchönert werden. Ich muß unter andern das Coliſeum und das Grabmal der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er ſich freylich nicht wagen ſollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Anſichten von Tivoli verfertigt, und ſie durch Nationaltänze oder Beſchäftigungen belebt. — Einer bey Künſtlern ſeltenen Erſcheinung muß ich noch erwähnen. Kayſermann nähmlich iſt zugleich Mahler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tauſend Schweine aufzukaufen, zieht ſie groß, und verkauft ſie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunſt geht nach Brod.

Maximilian iſt ein mittelmäßiger Bildhauer, und ich möchte wohl wiſſen, wie er zu dem ehrenvollen Auftrage gekommen iſt, eine koloſſale Bildſäule des franzöſiſchen Kaiſers für den

Saal zu verfertigen, in welchem der Senat oder das Tribunat sich versammelt. Sie ist fast vollendet, ist aber viel zu gewandreich; vor lauter Gewand sieht man den Helden kaum. Es ist wahr, daß er selbst ein weites Gewand zu lieben scheint, denn sein Kaisermantel war, wo ich nicht irre, acht Ellen breit, und nach diesem scheint der Künstler das unendliche Gewand geformt zu haben. Der Faltenwurf ist größtentheils recht schön, nur nicht um das Knie, wo er gar zu häufig und verworren ist. Die Hände sind sehr mittelmäßig, der Kopf ist von Canova's Koloß entlehnt; ich werde weiter unten davon sprechen. Also in der Gestalt eines römischen Konsuls steht Napoleon da, das Haupt mit einem Lorbeerzweig umwunden; in der Rechten ein Steuerruder haltend, das er auf eine Weltkugel stützt — (welche ungeheure Schmeicheley!) in der Linken das Konkordat. Um der Bildsäule noch eine Stütze zu geben, hat der Künstler eine Art von Weinfäßchen angebracht, von welchem er behauptet, eine solche Maschine habe einst gedient, um die Fasees darin aufzubewahren. Ich weiß das nicht, und kann ihm also nicht widersprechen; so viel weiß ich aber, daß dieses Weinfäßchen neben dem Helden eine seltsame Figur macht. Nun zum Piedestal. Er scheint mir viel zu klein für diese Statue, und kleinlich ist es, daß man es nicht aus einem Blocke verfertiget hat.

Hingegen sind die Schmeicheleyen auch nicht daran gespart. Alle vier Seiten tragen Basreliefs; hier ein Genius, welcher die Jugend krönt; dort Klugheit und Sieg, die ihre Kronen austauschen; auf dem dritten die Klugheit, aus den Händen der Schnelligkeit eine Schlange nehmend; und endlich das vierte, vielleicht das bedeutendste: der Sieg, welcher das Glück ein wenig unsanft beyden Haaren faßt. In der That sieht es aus, als sollten der armen Glücksgöttin alle Haare aus dem Kopfe gerauft werden, und wer weiß, was geschieht.

Bouquet oder Baquet, ein französischer Landschaftsmahler, soll große Verdienste besitzen; ich habe ihn aber nicht gesehen, denn eine schwere Krankheit seiner Gattin verhinderte ihn, meinen Besuch anzunehmen. — Den Beschluß dieser Künstler-Gallerie mache der herrliche

Canova.

Indem ich seinen Nahmen ausspreche, nenne ich den größten Bildhauer, der seit Phidias Zeiten gelebt hat. Ich weiß recht gut, daß die Kunstmenschen auch über dieses Urtheil spötteln werden; ich weiß recht gut, daß es jetzt in Rom Mode geworden, Canova zu verkleinern, ja tausendmahl zu wiederholen: es fehle ihm an Kraft, er dürfe sich an große Gegenstände gar nicht

wägen; die Zeichnung seiner Formen sey nicht immer ganz richtig; für Basreliefs habe er gar keinen Sinn, und was dergleichen Albernheiten mehr sind, die Einer dem Andern nachschwatzt, und die alle nur zum leidigen Trost über Canova's ausgebreiteten Ruhm erfunden worden sind. Formengerechte Kunstflickmacher verzweifeln, den dichtenden Künstler zu erreichen, zucken daher die Achseln, flüstern und werden endlich laut. Sie haben einen vornehmen Protektor dessen platte Physiognomie sie etwa in Gips abgeformt haben, der schwatzt mit. Oder sie machen gar einer hübschen Frau den Hof, die ein wenig Ton angiebt; nun ist das Spiel gewonnen, und die große Wahrheit gefunden, daß Canova nie bis zu der eigentlichen Kunsthöhe sich schwingen werde. Warum hat er aber auch seinen Ruhm in ganz Europa ausgebreitet, und ist so verwegen, noch zu leben? wußte er denn nicht, daß man todt, recht sehr todt seyn muß, um Verzeihung für ein Talent zu erlangen, das mächtig auf die Mitwelt wirkte? wußte er nicht, daß ein trockenes, geregeltes Verdienst, von gewissen Leuten immer hoch über das Genie gestellt wird, weil sie kein anderes Mittel kennen, sich von der lästigen Hochachtung zu dispensiren. Ihren eignen Götzen räuchern sie nur deshalb so gern, weil der Mangel des allgemeinen Beyfalls diese mehr in der Demuth erhält, und sie

desto dankbarer gegen die Wenigen machen muß, die sie überreden, sie wären auch große Männer. Ferner glaubt man sich ein Ansehen dadurch zu geben, wenn man anders urtheilt, als viele tausend gescheite und empfindende Menschen. Wer, wo alle loben, alle hingerissen werden, noch so viel zu tadeln findet, der muß wohl ein gewaltiger Kenner seyn. Es ist ein so kitzelndes Gefühl, sich in die Brust werfen, und andere ehrliche Leute von oben herab messen zu dürfen. Der Hang dazu ist dem Menschen angeboren. Ich sah noch neulich auf der Wachtparade einen kleinen Jungen, dem seine Eltern ein hübsches Husarenjäkchen hatten machen lassen, ihm auch einen kleinen Säbel um die kleinen Lenden geschnallt hatten. Da stolzierte er unter den Officiers herum, warf erhabene Blicke auf die Zuschauer. Das nähmliche Gefühl hat sich jener Kunstmenschen bemeistert. Sie selbst können nichts hervorbringen, so wenig als der kleine Junge mit zu Felde ziehen kann; aber ihr erhabenes Kunstgeschwätz tragen sie zur Schau, wie das Kind seinen kleinen Säbel, und bilden sich ein, wie dieses, die Umstehenden hielten sie auch für etwas rechtes. — Doch schon viel zu lange habe ich bey diesen albernen Kreaturen verweilt. Geschwind zurück zu dem herrlichen Canova, der den Meissel des Phidias erbte, ihn mit dem immer grünenden Lorbeer der Dichtkunst umschlang, und den, wäh-

rend er arbeitet, die Grazien unaufhörlich umgaukeln. Ich will nicht warten, bis er todt ist, um laut zu bekennen, daß seine Kunstwerke mich entzückt und bezaubert haben. Doch wo soll ich anfangen? Seine Werkstatt ist die reichste in Rom, und eben diese Fruchtbarkeit wird ihm zum neuen Verbrechen gemacht. — 1) Psyche, traulich an Amor sich schmiegend. Wenn es möglich wäre, daß einst die Liebe aus der Welt verschwände, nur Wollust zurück bliebe, und eine freudenlose Nachwelt fragen müßte: was war denn eigentlich Liebe? Dann stelle sie einen Jüngling und ein Mädchen vor diese Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angst wird ihr Auge daran hängen, und unwillkührlich werden ihre Arme sich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an seine Brust drücken, und die Liebe ist wieder geboren. — 2) Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geisterwelt! ein zartes, überirdisches Wesen, das wie ein Frühlingshauch dich umschwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe sie gar nicht gesehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befestigt ist, und dieser Tadel möchte nicht ganz ungerecht seyn; denn diese Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife sah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe so-

wohl, als Amor und Psyche, waren bereits das Eigenthum eines reichen Engländers (so erzählt Canova) und befanden sich schon in England, als die Kaiserin der Franzosen Canova um etwas von seiner Arbeit ersuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünschenden Befehl jener Beherrscherin zu erfüllen. Da schrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beyden Kunstwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreises, wieder abzustehen. Der stolze Britte sandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, sondern bedung sich aus, daß der Künstler bey mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Ersatz liefern solle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunstwerk von Canova nicht feil war. — 3) Hercules, der den Anteus ins Meer schleudert. Eine kolossale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert sich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Hercules wende zu viel Kraft an, die Hälfte sey genug, um seinen schwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunstmenschen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4) Palamedes, seine neueste in Marmor vollendete Statüe. Vollendet ist sie in jeder Rücksicht. — 5) Das Grabmal der Erzherzogin Christine. Ich wünsche der Kaiserstadt Glück zu

dem herrlichen, in seiner Art einzigen Kunstwerk, das sie nun bald in ihren Mauern besitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgestellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln gesehen, doch prophezeihe ich, sie werde groß seyn. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmahls, linker Hand, steht die Tugend, den Aschenkrug haltend, der mit Guirlanden umwunden ist, deren mahlerisch herabhängende Enden zwey schöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer steht ein Greis, der von der Wohlthätigkeit heraufgeführt wird. Rechts stützt der Genius des Gatten sich auf einen Löwen, um Kraft für seinen Schmerz zu schöpfen. Aufschwebend trägt ein anderer Genius das Brustbild der Verstorbenen. Vielleicht ist die ganze Idee ein wenig zu gesucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung ist unübertrefflich schön. 6) Bonaparte, kolossal (bestellte Arbeit), als ein vorschreitender Mars, ganz nackend, blos den Kriegesmantel nachlässig über die eine Schulter geworfen. Auf der rechten Hand trägt er eine kleine Viktoria, auf der Tuba blasend. Es ist bemerkenswerth, daß der Künstler anfangs die Viktoria mit dem Gesicht gegen den Helden gewendet hatte, so daß sie fast einem Vöglein glich, das ihm zahm auf die Hand geflogen. Aber entweder schien es unschicklich, daß der

Held von seinen eigenen Siegen sich vorblasen hörte, oder, man hätte daraus schließen können, daß nunmehr seine Siege geendiget seyen; genug, die Viktoria ist jetzt umgekehrt, sie verkündigt aller Welt ihres Lieblings Größe, und flattert lustig vorwärts zu neuen Triumphen. Aehnlichkeit muß man in diesem kolossalen Kopfe nicht suchen. Der Kaiser der Franzosen ist so kleiner Statur, und seine Gesichtszüge sind so zusammengedrängt, daß, wer ihn einmahl sah, ihn schwerlich in dieser Masse erkennen wird. Es kam ja aber auch nur darauf an, der Nachwelt eine große, wenn gleich täuschende Idee zu hinterlassen. So machten es ja auch die Alten. Plinius erzählt, daß der Musentempel zu Rom wegen der vielen Statüen von Gelehrten sehr berühmt gewesen. Unter andern befand sich auch ein kolossaler Actius Plautus darunter. Das Original war ein ganz kleines Männchen. — Das Glück ist auch hier seinem Günstling hold gewesen, denn es hat, zum Behuf dieser Bildsäule, einen makellosen karrarischen Marmorblock zu Tage gefördert, den man von dieser Größe höchst selten findet. —7) Die kolossale Statüe des Königs von Neapel im Kriegsgewand. — 8) Die Prinzessin Borgheſe, so gut als ganz nackend, auf ein Ruhebett hingegossen, mit einem Apfel in der Hand (!) Ist diese Abbildung gleich nicht all-

zu

zu decent, so ist sie doch im antiken Geschmack; nur muß ich bekennen, daß, wenn ich die Ehre hätte, der Gemahl der Prinzessin zu seyn, ich meine hackende Gemahlin nicht gern so zur Schau stellen würde. — 9) Die Mutter des französischen Kaisers, als eine sitzende Agrippina, den Arm nachlässig über die Lehne des Stuhls geworfen. Stellung und Gewand sind meisterhaft. — 10) Eine Venus, die sich schamhaft in ein leichtes Gewand hüllt. Man könnte sagen, die Stellung sey der mediceischen etwas nachgeahmt; ich finde sie aber weit schöner als jene; denn diese Venus läßt sich das verzweifelte steife porte des bras nicht zu Schulden kommen, das jene von einem Tanzmeister gelernt zu haben scheint. — Ich komme nun zu den Basreliefs, für welche man dem Künstler das Talent abspricht, und in welchen er mir wo möglich noch herrlicher erscheint, als in seinen Bildsäulen. Vor allen nenne ich zuerst den rasenden Hercules, dieß tief erschütternde Meisterwerk. Hercules, im Wahnsinn seine eigenen Kinder für die seines Feindes haltend, drückt eben einen Pfeil auf sein Weib ab. Der alte Vater sucht es mit ohnmächtiger Kraft zu hindern. Die Gattin, fern stehend, in herrlicher vorgebogener Stellung, beut ihm mit liebevoller Miene die Brust dar, sucht nur ihr kleinstes Kind auf dem Arme, mit ihrem Körper zu

decken. Unten in ihr Gewand wickelt sich ein anderes Kind. Vor ihr liegt ein drittes todt. Ein viertes hat sich hinter den brennenden Altar geflüchtet, kniet dort, und hält beyde Händchen vor die Ohren (wie wahr! wie aus der Natur gegriffen!). Eine Tochter kniet mit aufgehobenen Händen vor dem Vater; ein kleiner nackter Knabe hat sich fest um sein Bein geschlungen, und scheint für die Mutter zu bitten. Entseelt, mit den Pfeilen in der Brust, liegen schon andere umher. Das Ganze ist herzzerreißend. Man wird das Bild nicht wieder los, wenn man es auch schon längst verlassen hat. Immer ergreift einen der Gedanke: der Unglückliche! wenn er aus seinem Wahnsinn erwacht! — 2) Alfieri's Grabmahl. Die Erfindung ist etwas gemein. Ein Brustbild, eine Leyer, ein Genius des Trauerspiels, ein weinendes Italien, alles das ist schon hundertmahl da gewesen. Eben das gilt 3) von dem Denkmahl eines Freundes von Canova, der Volpato hieß. Es mag allerdings außerordentlich schwer seyn, in solchen Gegenständen immer neu zu erscheinen. Auch der beste Dichter wird selten ein gutes Leichenkarmen machen. Die Ausführung ist übrigens Canova's würdig. — 4) Venus, die zu dem todten Adonis herabschwebt. Hier ist Canova wieder der tieffühlende Dichter. Nicht schweben hätte ich sagen sollen: die Bewegung der Venus hält das Mittel zwi-

schen schweben und sich herab werfen. Sie ist von allen ihren Amoretten begleitet, und alle diese lieblichen Kinder weinen so schön! — 5) Socrates, der den Alcibiades in der Schlacht beschützt, ein Basrelief, durch welches Canova einst den Preis in der Akademie errang. — 6) Socrates im Kerker. Er hat so eben von seiner trostlosen Familie Abschied genommen, begleitet sie aus der Thür, und findet vor derselben die Philosophen, die ihn zum letztenmahle zu hören kommen. Die Zusammenstellung ist äußerst sinnreich. — 7) Socrates den Giftbecher trinkend. Der Ausdruck in den Köpfen der ihn umgebenden Philosophen ist eben so wahr als mannichfaltig. — 8) Socrates vor seinen Richtern hat mir am wenigsten gefallen. — 9) Ein junges liebliches Weib, mit einem Kinde auf dem Arme. Sie reicht einem Knaben Brod, für einen alten Bettler, der hinter ihm steht. Eine schöne rührende Gruppe. — 10) Achilles, der den Priamus am Altare tödtet. Einen hülflosen Greis so gräßlich morden zu sehen, ist mir zuwider, selbst wenn Canova's Meisterhand das Bild darstellt. Wäre Achilles wahnsinnig, wie Hercules, dann würde das Mitleid mit dem Unglücklichen das allzu empörte Gefühl mildern; so aber wendet man schnell den Blick von dem schnöden Mißbrauch der Gewalt. — Außer den genannten Werken findet sich hier

wohl noch ein halbes Dutzend von Basreliefs, deren ich mich nur verworren erinnere, weil sie einen minder tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. — Möchte doch irgend ein reicher Mann auf den glücklichen Einfall kommen, sie alle in Marmor ausführen zu lassen; es gäbe eine einzige Gallerie. Zumahl da Canova ein Geheimniß besitzt, durch irgend einen Firniß oder Beize (deren Daseyn man aber gar nicht ahndet) den Marmor in lebendiges Fleisch zu verwandeln. — Genug von dem großen Manne, auf den einst die Nachwelt stolz seyn wird. Wäre es ihm darum zu thun, auch den Beyfall seiner Nebenbuhler zu verdienen, so wollte ich ihm wohl einen Rath geben, wie er diesen Zweck sehr schnell erreichen könnte. Er dürfte nur ganz heimlich ein paar neue Kunstwerke schaffen, und sie ganz heimlich in den Bädern des Caracalla, oder in der Villa des Hadrian vergraben, dann auf eine ungezwungene Weise veranlassen, daß sie gefunden würden; so würde er Zeuge eines Jubels seyn, der ihm viel Spaß machen würde. Siehe da, Phidias! würde es heißen: siehe da die ächte antike Kunst! welcher Neuere darf so verwegen seyn, sich mit diesem zu messen! — Statt daß man jetzt sein Verdienst so gern schmälern möchte, würde er dann das Vergnügen genießen, zu seinen wirk-

lichen Vorzügen sich noch neue andichten zu hören. — Wer weiß aber, ob ihm damit gedient wäre; denn er ist ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch.

Inhalt

des zweyten Theils.

		Seite.
1.	Sehenswürdigkeiten in Neapel	3
	Einige Kirchen in Neapel	—
	Die Kirche zum heiligen Geist	18
	Der Gigant	—
	Der Leuchtthurm	19
	Die Villa reale	21
	Das Grab Virgils	—
	Die Briefliften vor dem Posthause	23
	Die Cartheuser	30
	Der Pallast Villa franca zu Neapel	38
	Capo di Monte	44
	Spazierfahrt nach Puzzuoli	48
2.	Theater zu Neapel	58
	Das Theater San Carlo	67
3.	Der Historienmahler Schmidt	74
4.	Rega	77
5.	Der Ritter Calcagni	78
6.	Der Erzbischof von Tarent	84
7.	Der Landschaftsmahler Denis	87
8.	Die Catacomben	90
9.	Die Theater zu Neapel	95
10.	Die Porcelainfabrik	108
11.	Einige Kunstwerke in Palläften der Großen	110

Seite.

12. Die Studien 114
13. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner 122
14. Miscellen. Einige Bemerkungen . . . 155
15. Die Handschriften der königlichen Bibliothek zu Neapel 186
16. Zwischen Neapel und Rom 211
17. Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten 212
Canova 250

ΣΜΣ